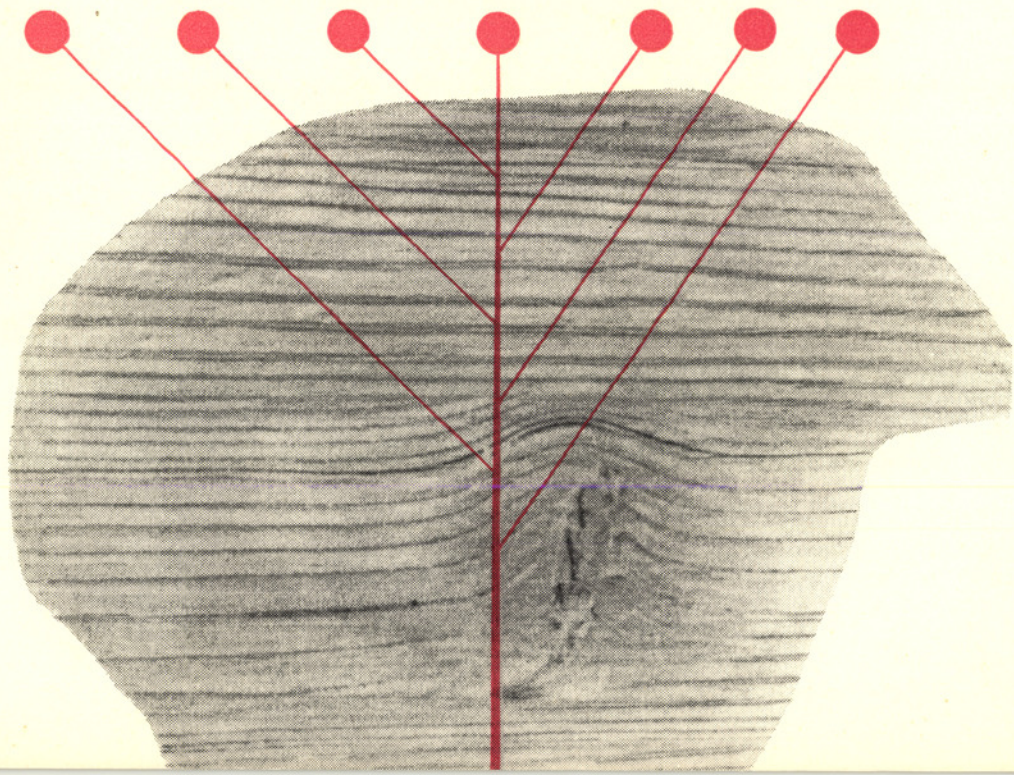
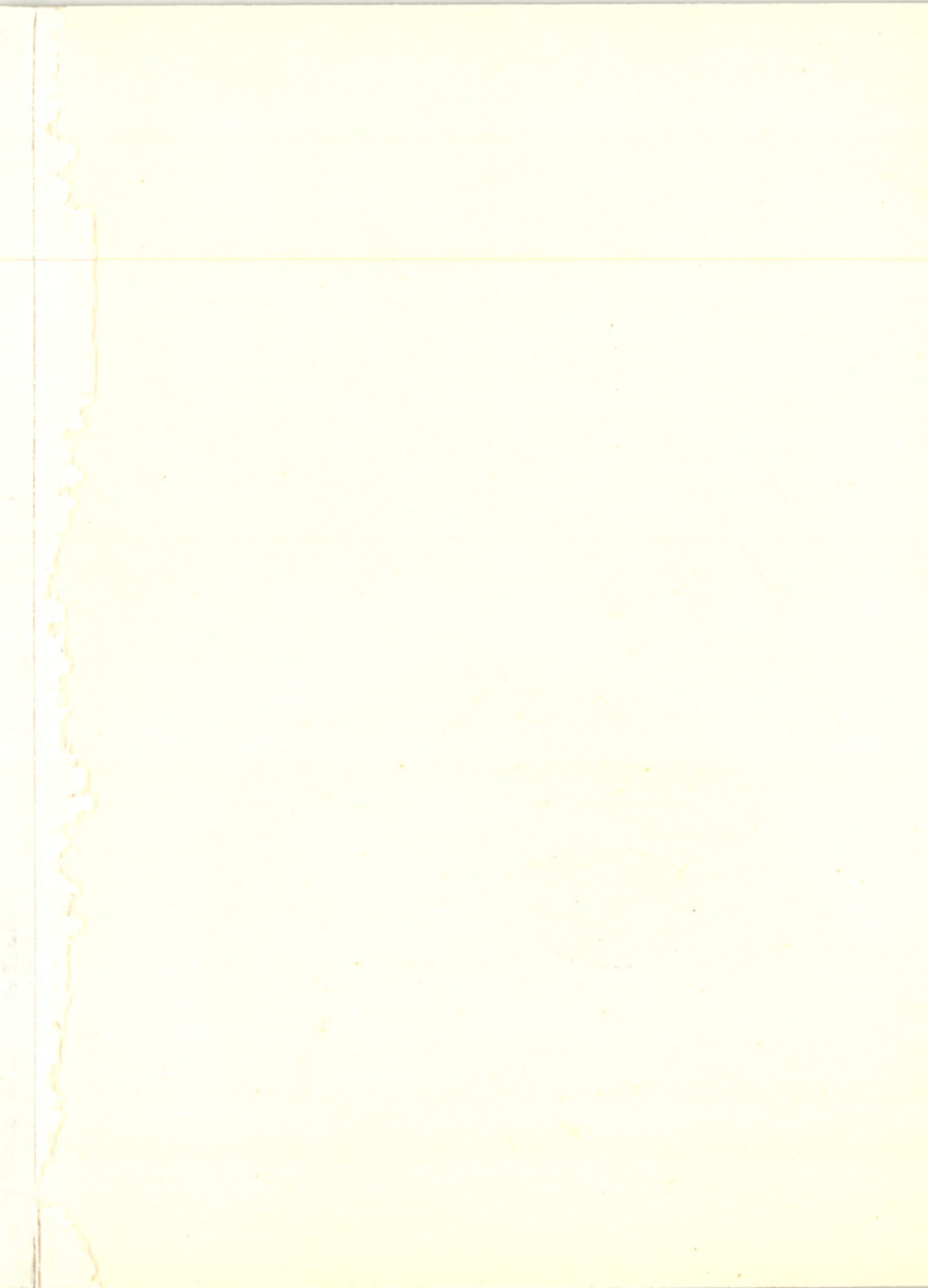


Heimatbuch Dübendorf 1957





H E I M A T B U C H D Ü B E N D O R F 1 9 5 7

11. Jahrbuch

Herausgeber:

Verkehrs- und Verschönerungsverein Dübendorf

Redaktionskommission:

Hans Gossweiler, Gemeindepräsident

Dr. oec. publ. Max Trachsler

Ernst Pfenninger, Lehrer

H E I M K E H R I N S E I G E N T L I C H E

Von Walter Robert Corti

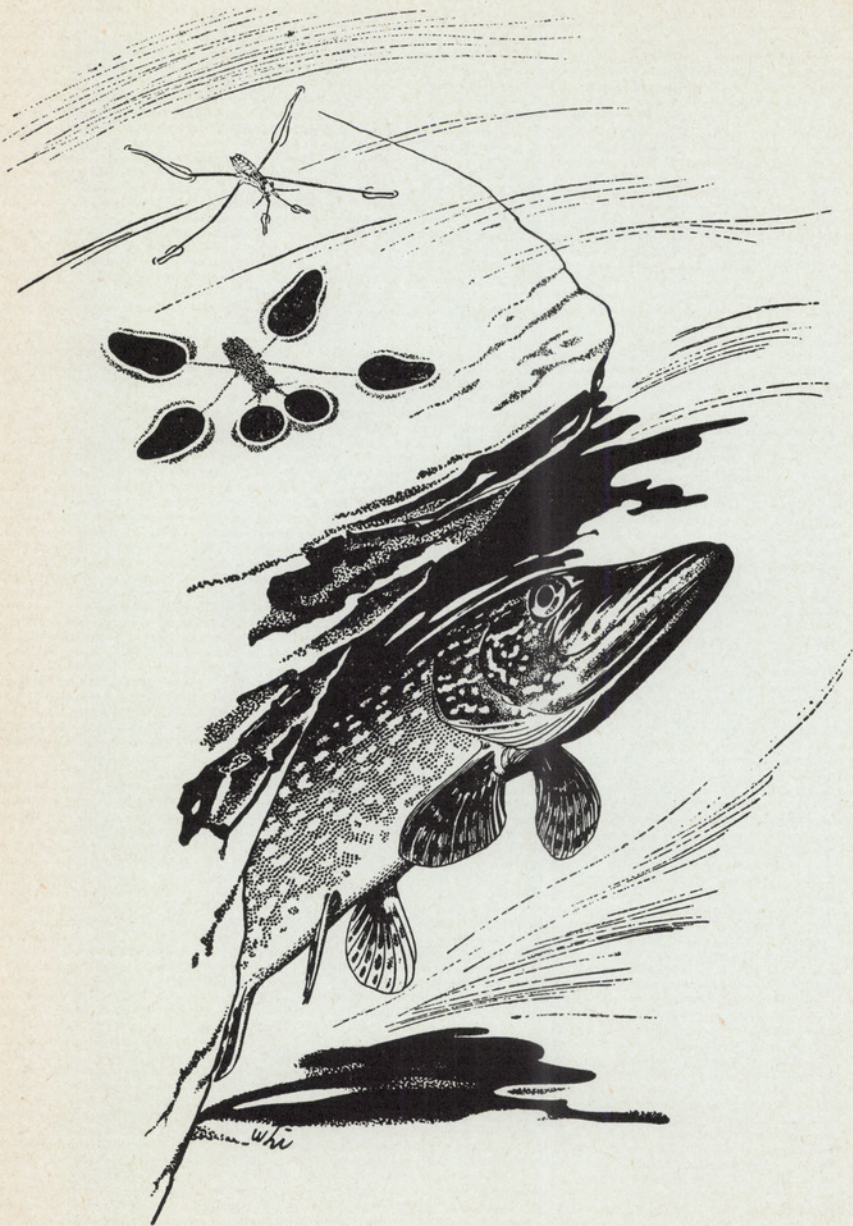
Mein Vater war Chemiker und ein Wissender um die Dinge. Früh lehrte er mich, mit den roten und blauen Lakmuspapierchen die Säuren von den Laugen zu unterscheiden, ein Reagenzglas sorglich in der Hand zu halten, wenn die Flüssigkeit über dem brummenden, schütternden Bunsenbrenner aufkochte und hochschoss.

In seinen blanken Kolben und Erlenmeyern verwandelte er die bunte Welt — graue Stoffe in grüne oder violette, feste in flüssige und gasförmige. Er löste sie alle auf, wie wohlbekannte Rätsel. Sie gehorchten ihm willig und schienen sich der Zauberei noch zu freuen. Manchmal knisterte es dann in den Gläsern, zischte und glühte auf; ein weisser, stechend riechender Dampf kräuselte sich empor. Ernst und ruhig sah er auf die Prozesse; wenn sich unsere Augen traf, huschte ein Lächeln über sein Gesicht. Sein Erklären war stets erstaunlich einfach, auch wusste er genau, was ich schon wusste. Seine Gleichnisse und Bilder gingen mühelos in mein hungriges Begreifen ein, nie war davon die Rede, dass ich etwas nicht oder erst später verstände. Alles, was er in die Hand nahm, begann durch ihn zu leben und zu erzählen — eine Glasscherbe machte ihn Gesprächig, ein Grashalm, eine abgestreifte Schlangenhaut. Nichts warf er weg, er legte es wieder an den Weg. Er lehrte, aber er war nicht lehrhaft. Das Mitteilen schien ihm Freude zu bereiten, und doch leuchtete noch mehr daraus hervor. Zwar schien er alles und jedes zu wissen, aber in der Klarheit des Erklärens, in der Offenbarung des Erschlossenen blieb ein Rest, dem auch er noch nachsann. Manchmal meinte ich, das alles erzähle er mir nur, dass ich an seinem Staunen teilnehme, zum Kameraden seiner Verwunderung werde. Doch sprach er vom Geheimnis nie geheimnisvoll, auch war er kein Poet. Er sah auf das, was uns vor Augen lag, ernst, forschend, scheu und ergriffen.

Wir wanderten viel durchs heimatliche Land, in den Wäldern am Zürichberg, gegen den Greifensee hin oder fuhren noch mit dem alten Landauer nach dem Gfenner Ried. Mit der Botanisierbüchse, dem Kätscherschirm, mit Schmetterlingsnetz und Zyankaliglas. Zur Ausrüstung gehörten noch einige «Trückli» und «Glesli» sowie die horngefasste Lupe. Der Gang ins Ried war voller Weihe. Der Vater schritt da ohne Hast, er zertrat weder Blume noch Tier; wenn er eine Borke löste, ein Moderholz umdrehte, geschah es sorglich und schonend. Wir fühlten den Moorboden unter unseren Schritten federn; von den Wiesen her zirpten die Grillen; plumpsend sprangen die Frösche in die Gräben. Nah dem Schilf und den schwarzen Kolben der Kanonenputzer kreisten die eiligen Taumelkäfer auf der Weiherfläche ihre scharfen Kurven und blitzten in der Sonne. Wir legten uns bäuchlings am braunen Torfstich nieder und stocherten im dunklen Schlammgrund. Dann kollerten die Silberkugeln des Sumpfgases hastig durchs Wasser an die Oberfläche. Wir empfangen sie mit einem brennenden Zündholz, die zerspringenden Blasen flammten wie kleine Irrlichter. Dass sich da am faulen Grund ein solches Gas bilden konnte! Dass sich anzünden lässt, was dem Wasser entsteigt! Hier sahen wir die grosse Chemie der Natur am Werk. Die ganze Welt erschien als ein gewaltiger alchymischer Prozess, aus dem die Kristalle aufstiegen, Berge, Flüsse und Meere, das kleine Moor mit den Moosen und dem rundblättrigen Sonnentau, den Seerosen, den Wasserasseln und den langsamen Molchen. Wir selbst, auch wir selbst, mit all unseren Fragen und unserer Verwunderung.

Warum ist der Himmel blau, sind Halme und Blätter grün, die Birkenrinde aber weiss? Warum finden sich die fleischfressenden Pflanzen gerade hier im feuchten Ried? Wie wachsen die Gallen auf den Eichenblättern und bohren die zergigen Rüsselkäfer ein feines Loch in die harte Haselnuss? Warum merken es die Teichrohrsänger nicht, dass ihnen der junge Kuckuck die eigene Brut aus dem Neste wirft? Schmerzt es den Ahorn, wenn er seine Blätter verliert, weiss ein Zitronenfalter, ein Ligusterschwärmer, ein Trauermantel um sein eigenes Dasein? Was wirkt denn im Grunde jener Tiefe, aus der sie, aus der wir ans Licht wuchsen?

Mein Vater liebte diese Fragen nach dem Wie, Woher und Wohin der



W.H.

Dinge dieser Welt. In ihnen enthülle sich das Köstlichste. Wer den Zugang zu ihnen findet, kann nie mehr ganz verarmen oder ganz verzweifeln. Und sie sind immer da, sie stellen sich ohne Mühe. Es bedarf des Geldes nicht und der Gelehrsamkeit nicht und keiner Reise. Ein Blatt vom Löwenzahn, ein Brocken Kalk, ein goldgrüner Käfer auf der weissen Kerbeldolde — das genügt vollkommen, wie nur etwas Hiesiges vollkommen sein kann, um des erschütternden, des fasslich-unfasslichen, des betörenden Rätsels inne zu werden, dass dies alles ist. Ein Stern steht für alle Sterne, eine Blume für alle Blumen. Warum blüht der Garten der Welt, warum west nicht vielmehr die ewige Nacht des Nichtseins? Und ist jetzt auch Blühzeit, sind wir zur richtigen Stunde dabei, um die Sinnblume zu schauen? Nie hat mein Vater den alten «guten» Zeiten nachgetrauert oder künftige um ihre Einsichten beneidet; im Hier und Jetzt öffnete sich ihm das Wesentliche und Wichtige, die Fülle und das Eigentliche, worauf es ankommt.

An der Wand seines Laboratoriums hing ein Gestell mit gegen neunzig Fläschchen, angefüllt mit schwarzen, weisslichen oder farbigen Pulvern, Metallschnitzeln, zackigen Kristallen und körnigen Salzen; einige waren leer. Sie bildeten die Parade der chemisch rein dargestellten Elemente, aus denen sich die ganze greifbare Natur in unübersehbar vielen Verbindungen aufbaut. «Selber aufbaut», sagte der Vater. Die leeren Gläschen symbolisierten die Gase, aber ich wusste ja, dass sich auch diese sichtbar machen liessen, so wie der Quarz zu schmelzen ist und das Quecksilber verdunstet. Es gleiche alles dem flüchtigen Wasser, das wohl als Eis ein Fuhrwerk trage, im Bächlein aber flüssig rinne, verdampft unsichtbar in der Luft schwebe, bis es sich dort wieder zu den Wolken verdichte, die mit dem Wind in andere Länder segeln. Dem Wasser ähnlich wandle sich die ganze Welt: Berg und Meer, Baum und Strauch, Tier und Mensch — das alles bleibe nur für eine flüchtige Weile in der festen Gestalt und verflüssige sich wieder und kreise als eine schöpferische Wolke hinweg in einen neuen Reigen des Lebens.

Solche Gedanken erregten mein Bubengemüt. Ich setzte mich unter die Erlen der Dübendorfer Glatt, an der unweit das Haus der Eltern stand, sah den gleitenden Wassern zu und dem Leben in ihnen. Ein Zug von

kleinen Fischen stob vor dem nackten Fuss in die stärkere Strömung, blaue Libellen zogen schwankenden Fluges vorbei und setzten sich auf den Schilfblättern nieder. In seinem gewohnten Revier lag der alte Hecht auf der Lauer. Ufernah, hinter dem Schilfbestand, liefen die Wasservanzen auf dem Spiegel unermüdlich dem Fliessen entgegen. Das alles war da, klar, genau und seiend. Und blieb doch dem grossen Wandel untertan und würde einmal nicht mehr sein und ich auch nicht. Ueber mir türmten sich die weissen Watten der Sommerwolken; ich fühlte die Kühle des Wassers, die fade Süsse des zerkauten Grashalms und mein wunderbar schlagendes Herz. Gedämpft klang vom anderen Ufer der Lärm der Fabrikmaschinen herüber, der Steg klapperte unter den Schritten eines Arbeiters. Nah bei mir aber hörte ich das Aneinanderschleifen der Schilfblätter, das feine Rascheln der Libellenflügel und sah das nervöse Schaukeln des Zittergrases. In den Erlen frassen die Larven der Blattwespen, die Schaumzikaden bauten an ihrem weissen Speichelhaus. Die Welt erschien mir wie ein Traum, sinnseelig lag ich nun selber in der lebenwogenden Wiese.

Niemand könne zweimal in den gleichen Fluss steigen, gleich sei er ein anderer geworden, und auch wir hätten uns schon verwandelt. Alles ströme, und wir selber seien nur ein Strömen im Strome. So wie ich die Welt nun sehe, hier im Grase, könne sie sonst niemand sehen und auf ewig niemand mehr — das gibt dem Augenblick eine fast erschreckende Heiligkeit. Ich fühlte wohl, wie viel mir noch fehlte, dieses Geheimnis richtig auszuhalten, in seiner Lust und seinem Auftrag heimisch zu werden. Unter dem Fabriksteg war ein Stauwehr mit starken, breiten Brettern, die sich hochziehen liessen. Für gewöhnlich aber standen sie in ihren eisernen Fassungen, und dann stürzte das Glatzwasser rauschend über sie hinunter. Das Auffangbecken selbst war mit schlüpfrigen Brettern belegt, und hier, in diesem sauerstoffreichen, unruhigen Schäumen und Wellen, hausten die Forellen. Gleich danach beruhigte sich der Fluss wieder in einem flacheren Bett, wo wir unter den Steinen Krebse fingen. Wir hielten uns an den Ketten und liessen die Wasser an unserem Leib reissen. Aber das Schönste war, in den Hohlraum zwischen den fallenden Wassern und dem Wehrbrett hineinzuschlüpfen, wo, wie es hiess, die

Wasseramseln ihr Nest bauen. Den Kleinsten von uns gelang dies am besten, aber je kleiner man noch war, umso grösser musste auch der Mut sein. Es donnerte und rollte darin, auch war es hell genug. Nur kalt und beschwerlich zu atmen, schien doch das Fallen der Massen auch die Luft herauszureissen. Da sass ich, fest zusammengekauert, mit klappernden Zähnen, den Rücken der Wand zu, auf dem bemoosten Stein; hart vor den Augen schoss das Wasser herunter, ein glasiges, blaugrünes Fenster. Hielt man den Finger hinein, schlug es die Hand; es spritzte hell, aber die jagende Wand veränderte sich nicht. Manchmal fuhr ein Blatt vorüber oder ein Holz. Nirgends, weder in der winkelreichen Fabrik noch im langen dunkeln Kanal mit seinen Tropfsteinzapfen und dem hohlen, leidvollen Echo, noch in allen Kellern und unheimlichen Winden gab es einen so abenteuerlichen Aufenthalt wie in der donnernden Wasserglocke am Wehr. Diese Wand aus Fallen und Fliessen, dieser mächtige, stets vergehende und wieder sich bildende Wassersturz hat sich mir unverlierbar eingeprägt. Hier war eines der Fliessgleichgewichte, von denen der Vater sprach. Die Teile wandern, aber die Gestalt besteht. Einst sah ich einen Springbrunnen, der eine rote Glaskugel trug. Die Tropfen fielen und fielen zur Erde nieder, aber neue schossen hoch und liessen die Kugel tanzen. So tanzt und gleitet die Welt. Wer die Gletscher fliessen sieht, dem sind tausend Jahre wie ein Tag, so aber strömen auch die Berge, so aber fluten auch die Milchstrassen und die kosmischen Nebel. Vater hielt uns an, auf alles zu achten, was wir berühren, riechen, schmecken, mit den Augen wahrnehmen konnten. Er sprach selten vom Inneren, von der Seele. Der Kern macht die Schale nicht gering und alle Tiefe nicht die Oberfläche. Die Bücher, die er uns gab, führten auch wieder zur Natur zurück. Er schien sich zu sorgen, dass wir uns nicht zu früh an die Welt des Wortes verlören, dass uns diese nicht zu früh genüge. Wer vermöchte schon den Kugelhangar der Löwenblumensamen zu beschreiben und was wäre das auch, wie ein Konterfei, vor der wahren Wirklichkeit selbst? Er fördert alles, was zu den Dingen hin vermittelt. So besass ich schon als Bub ein kleines Mikroskop und zog als leidenschaftlicher Tümpeler das Planktonnetz durch die heimischen Seen und Teiche. Wir fanden auf den Blattunterseiten die kleinen, zierlichen Oeffnungen,

durch welche die Pflanzen atmen. Wie er das erklärte, dieses in die verkehrteste Schulsprache verstrickte hohe Lied der durch alle Leblinge wehenden Elemente, da atmete ich selber tiefer. Ich lernte die geschlechtlichen Vorgänge begreifen, das Liebesspiel der Schnecken, die Sage von der schwärmenden Bienenkönigin, die Hochzeit der Wälder. Was drinnen ist, das treibt auch draussen, was draussen treibt, das entfaltet sich auch im eigenen Erleben.

Selbst ein berühmter Sammler von Nachtfaltern, förderte der Vater den Aufbau unserer Naturalienkabinette und half uns, dass sie nicht den ganzen Hausrat verdrängten. Ein Herbarium sei kein Heuboden, meinte er, und eine Mineraliensammlung keine Kiesgrube. Auf dem weihnächtlichen Gabentisch lagen, alljährlich wiederkehrend, immer neue mikroskopische Präparate, bleiche Tierschädel, Vogeleier, Kolibribälge, tropische Insekten und Früchte, Schneckenschalen, Seeigel und Seesterne. Stark vergrößert, bewunderten wir unter den Linsen die Skelette der Diatomeen und Radiolarien und stellten uns vor, wie winzig klein ein Goldschmied sein müsste, der ein solches Werk versucht. Oder wir betrachteten die farbschimmernde Rückengruben des Juwelenkäfers und konnten uns an diesem blitzenden Gefunkel nicht sattsehen.

Am späten Nachmittag des heiligen Abends ging ich mit Vater noch für eine Weile Schlittschuhlaufen auf dem kleinen Weiher hinter der Fabrik. Wir sprachen wenig, eine matte Sonne versank am graublauen Himmel, und von den Gehöften der Bauern schimmerten verheissungsvoll die ersten Lichter aus den Fenstern. Da trieb uns das nahe Weihnachtsglück mit Macht nach Hause. Ehe wir aber den Weiher verliessen, brachen wir an seinem Rande das Eis ein und so füllten wir durch das beissend kalte Wasser ein mitgebrachtes Gläschen voll des krümeligen Schlammes. «Für heute abend», sagte Vater geheimnisvoll. «Wrumm-schrumm, wrumm-schrumm» machte es im Schnee unter unseren Füßen, die Halifax klickten aneinander, schon leuchteten die Sterndiamanten des Orion aus den dunklen Tiefen der Welt. Ja, und dann hörten wir wieder das helle Glöcklein, die Tür ging auf, das festlich geschmückte Klavier spiegelte in all seinen Jugendstilzierarten den noch unsichtbaren, aber voll brennenden Christbaum — der trauliche Ruch angebrannter Tannenzweige erfüllte

den Raum. Wir sangen die Weihnachtslieder und blinzelten hinüber zu den Gabentischen.

Der meine war immer der schönste. Am einen Rande ein Teller mit Nüssen, Mailänderli und Mandarinen, am anderen meist ein Nachthemd oder eine Hose. Aber in der herrlichen Mitte lag eine Mäanderkoralle, ein Seestern, ein Krokodilschädel; dann eine Hornwaage, die leise schwankte, Reagenzröhrchen, die übergenu alle Farbkugeln des Festbaumes spiegelten, ein Planktonnetz, eine Schachtel mit Goldwespen, Papiertüten, in denen sich tropische Schmetterlinge und brasilianische Käfer verbargen. Ein Schafembryo in Alkohol, ein Stein vom Vesuv, ein Meteoreisen. Ein Buch zum Bestimmen der Wanzen und Stereoskopbilder vom Monde und den Kometen. Ein Buch über die Wunder der Astronomie und eines über das «Auge des Fo». Weihnachten, das war die hohe Zeit des ganzen Bubenjahres und hat stets das nächstkommende verzaubert. Wenn ich mich endlich vom jubelnden Schauen erholte, sah ich Vater hinter mir und seine strahlende Freude. Jetzt nahm er das Mikroskop aus dem rotbraun lackierten Kasten, wir tupften einen Tropfen aus dem mitgebrachten Fläschchen auf den Objektträger und deckten ihn mit einer dünnen Lamelle. Der Weiher lag draussen im verschneiten Land in eisiger Stille und unter hohen Sternen. Wir aber sahen in geborgener Weihnachtswärme eine emsige Wunderwelt durch das helle Blickfeld kreiseln: Räder- und Pantoffeltierchen, winzige Infusorien und rasch schlängelnde Würmchen, braune Cysten, zierliche Kieselwesen und die leuchtend grünen Halbmonde der Spindeljochalgen, die mit ihrem lateinischen Namen Closterium heissen. Sie gehören zu den Desmidiaceen und es gibt ihrer über 2000 Arten: alle wunderschön. Bei sorglicher Ablendung irrisierten ihre Ränder und leuchtete das Chlorophyll in einem smaragdnen Glanze, bei stärkerer Vergrösserung sahen wir dann auch das Spiel der Brownschen Bewegung.

Nun sind viele Jahre vergangen, die Eltern sind uns in den grossen Schlaf vorausgegangen, aber wenn Weihnachten kommt, dann treibt's mich mit einem leeren Gläschen zu irgend einem Weiher hin unter fernen Sternen und ich flüstere zu mir selber wie einst mein Vater: «Für heute abend». Jetzt wachsen die eigenen Kinder heran, und sobald sie es zu begreifen

beginnen, will ich ihnen eine Koralle auf den Gabentisch legen, eine tropische Pflanzenfrucht oder ein schönes Schneckenhaus.

Ohne dass ich es richtig wusste und verstand, übte sich das Staunen, wurde verlangend und reifte heran. Es ist immer wieder geschehen, dass ich angesichts des bestaunten Dinges auch des eigenen Staunens inne wurde und mir auch dieses ganz und gar rätselhaft erschien. Man konnte es nur walten lassen und hinnehmen, weiter war offenbar mit ihm nichts anzufangen. Ueber das Staunen zu staunen blieb lange unergiebig. Es war als der Dankbarkeit verwandt zu empfinden, mit einer unerklärlichen Lust der Anerkennung des Empfangenen. Als ich das erste Mal die Jupitermonde sehen durfte und den Ring des Saturns, da war das klarste der vielen wogenden Gefühle das der Dankbarkeit. Es hat sich immer wieder eingestellt, vor der Wilsonkammer, im Seziersaal, in den Vorlesungen Nicolai Hartmanns, vor dem Ozeanarium in Marineland. Zur Bubenzeit liess sich das nicht deutlich aussprechen, es war eine Weihe ohne Form, ein Ritus ohne Gestalt, eine Würde ohne Gewand, ein stummer Jubel. Mit dem Vater konnten wir alles besprechen, was uns bedrängte. Er, der Vielbeschäftigte, hatte immer Zeit. Er versuchte auf jede Frage eine Antwort, und kamen wir zu einer Grenze des Wissens, so begann erst recht das Abenteuer der Erkenntnis. Wir schlugen dann in Büchern nach, oder er schrieb seinen wissenschaftlichen Freunden. Nie hat er sich mit falschem Wissen überhoben, nie aus dem Nochnichtwissen das Wissenkönnen klein gemacht. «Man wird es schon noch finden», sagte er in seiner ruhigen Art, «der Mensch ist da, um es herauszubringen.»

Darüber grübelte ich dann den lieben langen Tag nach. Dazu also war der Mensch da, die Welt zu wissen, ihre Probleme zu lösen, das Gefüge der gebärenden Natur zu erklären. Ich sass in der «Werkstatt» vor meinen Gläsern und Schalen, fütterte die Ameisen in ihrem gipsernen Kunstnest, die Stabheuschrecken im Drahtkäfig, die gefrässigen Gottesanbeterinnen im kleinen Terrarium. Wenn die Puppe des Totenkopffalters im Torfmull knarrte, war das ganz in Ordnung. Die grünen und blauen Trompetentierchen vermehrten sich zu Abertausenden, man konnte sie gerade noch mit blossem Auge sehen. Aus ihren dichten Laugen wuchsen die Vitriol- und Alaunkristalle.

Dann kletterte ich in meinen Lieblingssitz im knorrigen Geäst der Garten-
eiche. Man sah von dort in den Hühnerhof hinein, wo der Truthahn
kollerte und wichtig tat, zu den Enten und Gänsen an der Glatt hinüber
und hörte das heftige Klopfen der Kaninchen in den Ställen. Noch guckten
die Eicheln erst wenig aus ihren grünen Becherchen heraus. Die Eiche
summte von all den Käfern und Wespen, in den Gallen stellte ich mir die
kleinen weissen Larven vor, die dort im Dunkeln an ihrem Knusper-
häuschen frassen.

Alles war mir lieb und nah, machte mich glücklich und traurig zugleich.
Ueber die Gartenbeete flog ein prächtiger gelber Schwalbenschwanz, seine
schönen Raupen nagten schon am Rübenkraut. Versuchte ich mein
Staunen und Schauen zu deuten, dann sank alles ins Leere. Ich kannte
die Kugelasseln und die Springspinnen und wusste, warum die Blatt-
schneiderbienen ihre exakten Ovale aus den Rosenblättern beissen. Aber
was war damit gewonnen? Die Natur ist so unermesslich gross, und der
Vater hat selber von dem Buben erzählt, der mit einer Muschel das Meer
ausschöpfen wollte. Ich lief zum Hochkamin der Fabrikheizung, legte
meine beiden Arme an die mächtige, warme Rundung und sah hinauf.
Da kletterten die Tritteisen empor in folgsamer Perspektive, und oben
quoll der Rauch hervor als eine dunkle Fahne. Wenn dann noch die
Wolken zogen, so stellte sich jedesmal ein starkes Schwindelgefühl ein,
das Kamin begann zu drehen, die Erde senkte sich, und es kam vor, dass
ich mich selber setzen musste. Aber so ging es auch beim Nachsinnen über
die abgründige Fülle der Welt.

Von sich aus sprach der Vater nie von Gott, dass etwa ein Gott die Welt
erschaffen habe und sie seither liebend erhalte. Befragt, wurde er nach-
denklicher als sonst, er wog die Worte und schien nach ihnen suchen zu
müssen. Gottes Dasein könne niemand beweisen. Wer sage, dass er an
ihn glaube, vermöge allein seinen Glauben zu bezeugen, mehr nicht.
Das Denkbare müsse nicht wirklich sein. Nicht die Unsichtbarkeit Gottes
sei das Problem, auch die mathematischen Gesetze könne niemand sehen,
und sie gelten doch wie die härteste Wirklichkeit. Um Gott führten die
Menschen seit Jahrtausenden einen grossen Streit; wo aber Streit sei,
da sei noch keine Klarheit. Gerade darum aber komme dem Ringen um

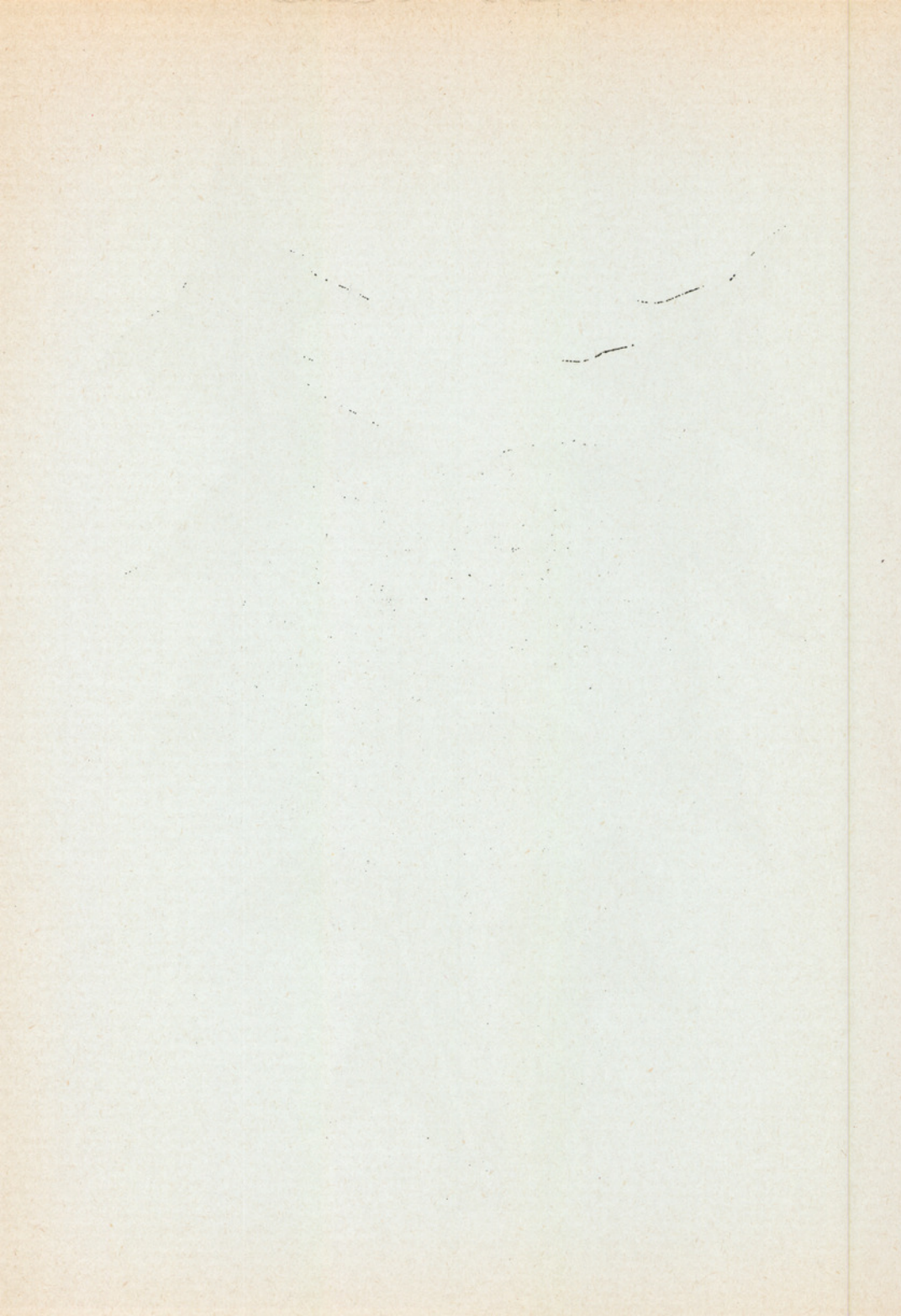
Gott so grosse Bedeutung zu. Schwerlich hätten frühere Zeiten, die sich so sehr über die einfachsten Verhältnisse in der Natur im Irrtum befanden, nun gerade über Gott die volle Wahrheit gewusst. Wir wissen nicht, woher die Welt komme; sie bilde ein Geheimnis — das Leben so sehr wie der Tod. In uns werde es fühlbar und beginne über sich selbst nachzudenken.

Wir wanderten durchs blühende Land und kamen in einen kühlen Buchenwald. «Manche», sagte er, «haben Gott in der Natur wirksam gesehen, dass er in dieser lebe, wie wir im Leibe. Danach würden wir jetzt in der göttlichen Natur gehen, im natürlichen Gott. Und da wir selbst zur Natur gehören, sei wohl in uns auch etwas Göttliches am Werk. Das erhebe uns nicht zu Gott und mache uns nicht zu Gott, wie es die Theologen so gern behaupten, um eine ihnen gefährliche These zu schwächen. Das Instrument schafft sich nicht selbst und es spielt sich nicht selbst.» Ich sah in sein schönes, ernstes Gesicht. Nun schwieg er wieder, und ich wusste weder etwas zu sagen noch zu fragen. Wir kamen zu einer Waldlichtung, und er zeigte mir die vollen blauen Beeren der Tollkirsche und warnte mich vor ihnen.

Nach einer solchen Wanderung lag ich dann lange schlaflos und sah den bleichen Mond in meine Kammer scheinen. Was der Vater sagte, bedrängte mein Herz und gab eine Unruhe frei, die sich nie mehr verlor. Ich sann den nächtlichen Wäldern nach, den Feldern gegen den Chriesbach zu, dem Neunauge und den Fischen in der Glatt. All den schlafenden Blumen im Garten. Ich hörte Zoni, den Nachtwächter in der Fabrik, mit dem Bernhardiner seine Runde gehen; die langsamen Schritte knirschten im Kies.

Was dachte der Vater wirklich? Er, der alles mit uns besprach? Ich wusste wohl, wie einsam er seinen Gedanken nachging und dass ihn keine Gemeinde trug. Ich wusste nur, dass auch sein Herz unruhig war und dass er den grossen Fragen vielleicht jetzt auch wieder schlaflos nachsann. Das Wort Gott kam schwer über seine Lippen, aber er vermied es nicht. «Wir können ihn nur von der Welt her erkennen», sagte er einmal. War er darum aller Forschung so aufgeschlossen? War auch er ein Morgenlandfahrer, ein Gottsucher? Jede richtige Erkenntnis lasse die Wahrheit





wachsen. Würde er vielleicht einst die kommende, die volle Wahrheit Gott nennen? Dann müssten wir an ihm bauen wie an einem die Jahrhunderte durchdauernden Dom.

Als die Schule begann, war und blieb sie mir fremd. Nicht dass sie auf meine Fragen keine Antwort gegeben hätte; sie schien überhaupt nicht in den Fragen zu leben, die Vater und mich erfüllten. Da begann ich zäh am eigenen Erlebten zu halten und es überall durchzutrotzen, wo es angefochten, verhöhnt und verneint wurde. Ich hatte einen Schatz zu hüten, den ich zwar kaum verstand, aber es war ein solcher, goldklar und lauter. Und einmal kam die Stunde, da die lange Uebung des Gefühls, die Dankbarkeit des Erkennens, das Schaudern um die Geheimnisse des Seins in einem prägenden Gesichte durchbrach. So gross die Liebe zu meinem Vater war, über jenes Erleben habe ich nie zu ihm gesprochen.

Wir kamen spät abends aus den Bergferien zurück. Das Herbarium über voll mit seltenen Pflanzen, und in den Zigarrenschachteln mit den Torfeinlagen standen die Goldwespen neben Raubfliegen, Ameisenjungfern und schönfarbigen Käfern. Das alles sollte dann an den langen, vorweihnachtlichen Winterabenden erst so richtig präpariert und bestimmt werden. Jetzt aber war der Sommer noch da in seiner heissen Blüte und Pracht.

Ich wachte früh auf und sah, dass die Sonne hell in den Morgen schien. Mich wunderte, wie wohl der Garten aussehen möchte nach all den Wochen der Abwesenheit. So sprang ich leichtfüssig die Treppe hinunter, begegnete niemandem, erreichte die Kellerstiege mit ihren hintereinandergeschalteten Duftzonen — der ersten der Schuhwichse, dann des frischen Holzes, des Kohlenstaubes, des Weinfasses, der seifigen Waschküche und der Werkstatt. Von dieser aus öffnete sich eine Türe in den Garten. Mit einem Sprung stand ich im Türrahmen . . .

Ein wechselndes Schimmern von Myriaden farbiger Lichter schoss in mein Herz. Waren es Regen-, waren es Tautropfen, war es das Glänzen der Johannisbeeren über den roten Rundungen? Die Lücken zwischen den Blättern der Linde und des Haselstrauches, der Quitte zur Rechten, der Buche zur Linken — hoch stand alles im Garten, hochgeschossen bis hinten zum Hag an der Glatt und dampfend vom Morgennebel. Hochzeit

geschah hier zwischen Himmel und Erde, zwischen dem fließenden Licht der Sonne, der geburtlichen Wärme und den Kräften der Krume. Gedämpft klangen die Stimmen der sommerlichen Jungvögel, gewohnt das Tschilpen der Spatzen, gewohnt auch das Rauschen des Wassers vom Wuhr. Aber es schien mir, als schaute ich mit neuen Augen in diese grün-drängende Welt, ein nur leis vertrauter Schrecken, süß und schmerzlich zugleich, zuckte durch meine trinkenden Sinne. Die Nebel wogten in weisslicher Bläue, ich stand in einer Empfängnis von nie erlebter Lust; alles lag da ausgebreitet und ineinandergefügt, eine machtvoll blühende Offenbarung des Grundes aller Dinge. In den Ohren fühlte ich es pochen, und über dem Herzen lag es wunderbarlich schwer, kühl war es in den Kniekehlen und im Nacken und kalt die Steinplatte der Türe unter den Füßen. Ein Schauern durchlief mich.

Es war das Vertraute, das Schlichte, das Gewohnte, nichts anderes, nichts mehr. Was wir zu dieser Zeit alle Jahre sehen konnten. Da lagen die Kieswege, da stand der blaue Rittersporn, hier die Stauden der Stachelbeeren und dort der Baum mit den sich golden färbenden Mirabellen. Eine schwarz-rote Hummel suchte geschäftig die Löwenmaulblüten ab; nun scholl auch das Geschrei der Gänse hinein in den hochsteigenden Nebel. Das alles sank sanft und zärtlich in mich hinein; war ich je so wach und ausgeschlafen, so frohgemut und demütig zugleich, es aufzunehmen? Keine Neugierde war jetzt da und keine Fraglichkeit; zum ersten Male schien mein Inneres völlig mit den Farben, Klängen und Düften verständigt, weder Namen wollte ich wissen noch neugierig nach den Ketten der Ursachen blinzeln, ich wunderte mich selbst über die fest-tägliche Gutmütigkeit meines kleinen forschenden Ichs, das doch so gern stets auf der Lauer lag. Es schien mir, als ob sich in ihm ein älteres Ich auffalte, ein reiferes, das mit den Steinen, Blumen und Tieren in einem alten Bunde stand und das immer dann zu atmen begann, wenn der Vater das Verwundern walten liess.

So gab ich mich ganz dem Schauen und Lauschen hin wie einer unbegreiflichen Gnade und wusste, dass mich diese Stunde verwandle. Einst würde ich ihren Sinn auch in Worten sagen können, dass ich tiefer heimgekehrt sei, als ich es je in Wünschen erhoffte, ins Stufenältere, ins Herkommen des

Blutes aus den frühen Meeren, in das Mutterreich des Stoffes, ins Herz der Zeit. Ins Eigentliche.

Leise, auf nackten Zehen, wachträumend und selber voller Singen ging ich zu den mannshohen Malven, sah zu den Bohnen hinauf und den Sonnenblumen am Hage:

«Stille, stumme Flammenmähen,
die den Sonnenkelch umstehen,
die mit ihrem heissen Blühen
alle Macht der Tiefe lähmen —
siegend in sich selber steigen,
siegend erst sich niederneigen.

Lautlos in dem Sonnenstrome
und den sternklaren Nächten
reifen eure jungen Kerne
zu der schweren Blumenkrone.

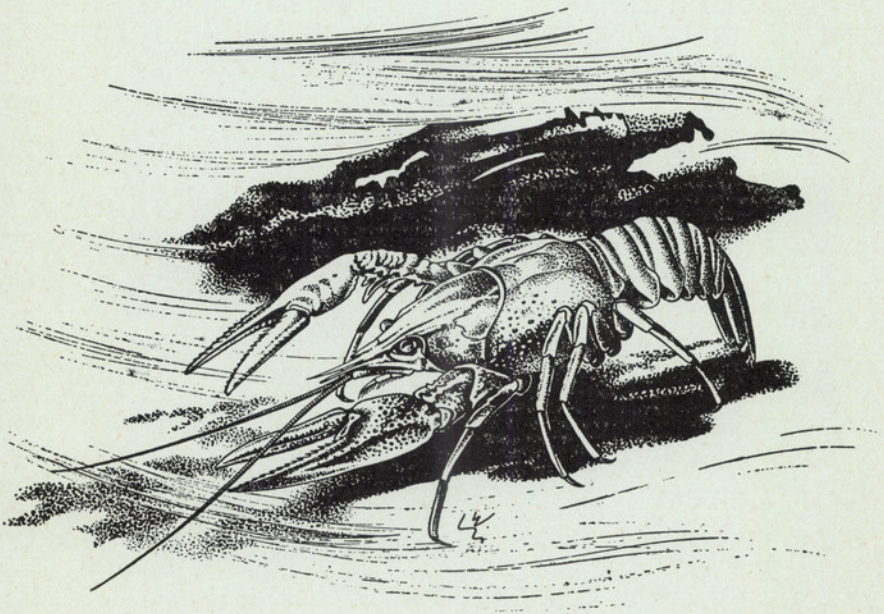
Morgenfrüh, im Säftewerk der Schäfte
steigen lichtwärts dunkle Erdenkräfte.»

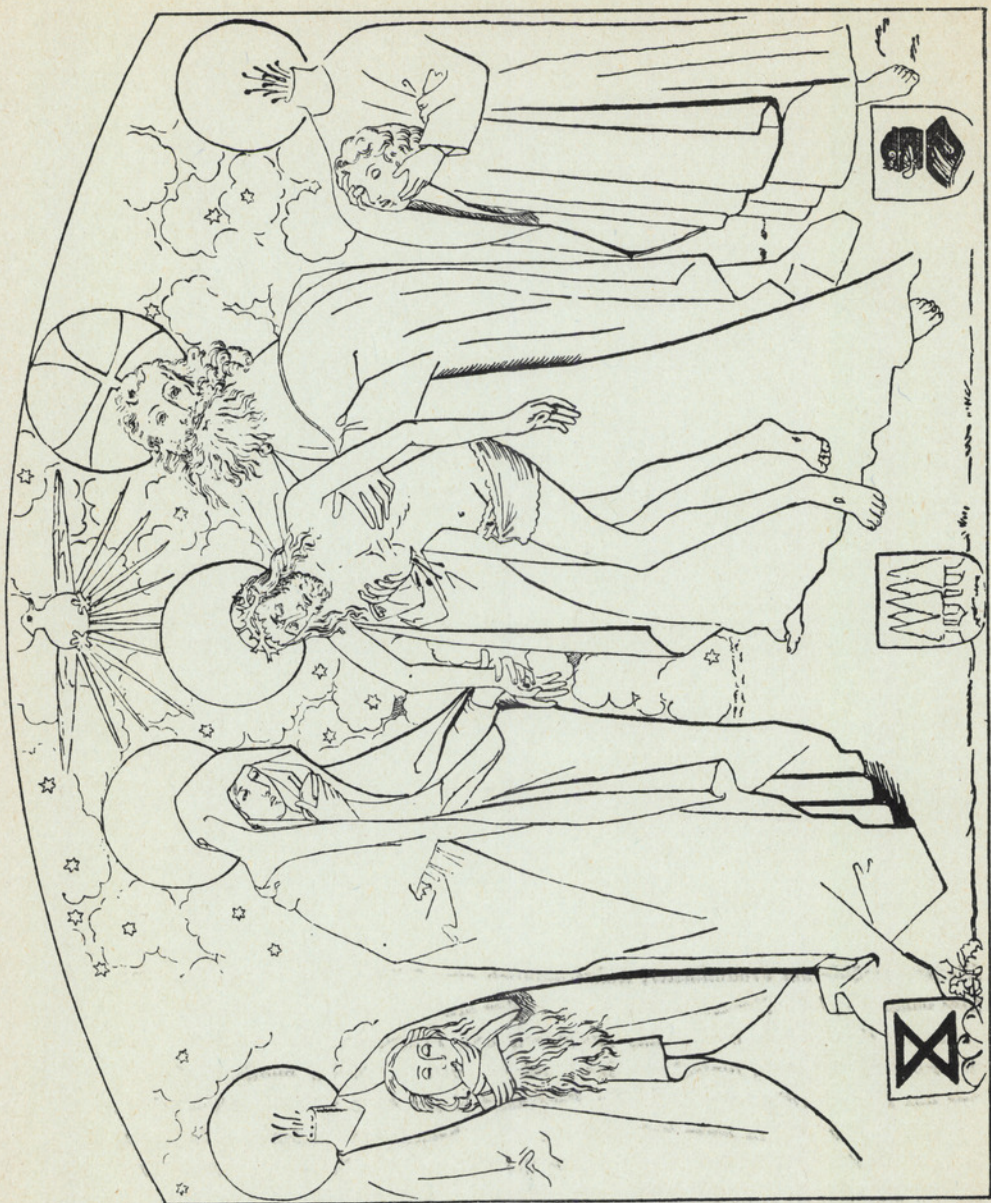
Nichts wünschte ich mehr, als dass sich das Erleben jener Stunde noch einmal wiederholen möge, wie es mir damals mit mystischer Gewalt geschenkt wurde. Davon reden heisst von der heimlichsten Liebe reden. Vom Angerührtsein durch die Dinge, von ihrem stummen Auftrag, von einer Bruderschaft, weit in die Sterne hinein. Sie sind immer da und bedrängen unseren Mund, sie legen sich ans Herz mit ihrer Süsse und suchen das Wort, das sie befreit. Was an ihm Wesen ist, stammt von ihnen, was an ihm Sehnsucht ist, sind sie selbst. Sie sind älter als das Wort, sie lassen sich niemals voll aussprechen. Das Sein ruht nicht selig in sich selbst; wäre es so, dann gäbe es kein Wandern und Strömen durch alle die leidenden Gestalten dieser Welt, gäbe es kein unruhiges Herz und kein verwundertes Ich, das immer wieder nach dem Sesamworte sucht. In der Welt selbst ist der sehrende Weltgrund auf der Wanderschaft, und der grosse Morgenlandfahrer, er wächst den Weg und die Wanderer aus, ein Baum ohne Namen, und reift die Früchte des Wortes, die alle heimfallen in den Ursprung. Wir sind Ausgesandte des werdenden Reiches,

Mitarbeiter des göttlichen Seins, Wesen im Amte des Weltgrundes. Der Auftrag lässt sich nur erraten, in Träumen, in Ahnungen, in verwirrenden Gesichtern. Ueberall, wo sich das Heimweh meldet, das Verwundern, die Sehnsucht, da entsiegelt sich das göttliche Gesicht. Wenn wir uns den Dingen und ihrem Geheimnis schenken, werden sie vernehmlicher, wie die Brunnen am stilleren Abend. Schwerfällig und töricht mag der Mensch erscheinen, der ihnen zugewandt bleibt und treu, der nicht ihr Herr sein will, der sie liebt und ihre Wünsche zu erraten sucht. Denn unser Tag ist laut und liebt den Traum nicht. Wir haben die Dinge eingekerkert in den Wörtern. Das Wort führt nicht mehr zum Ding hin, es herrscht, es ist selbstherrlich geworden. Es hat seinen Muttergrund verloren, es hat sich zum wortreichen Wortreich aufgeworfen. Darin ist eine ganz neue Not entstanden, eine nur dem Menschen zugehörige Not, und diese nehmen wir so überwichtig, dass die stillen leidenden Gebärden der Dinge weggefegt werden. Es ist so weit gekommen, dass wir den Sinn der Welt allein aus den Worten erkennen wollen, aus der Kunst des Wortes, aus seiner blendenden Verwertbarkeit.

So hange ich den Dingen an, dem flimmernden Glimmer, dem geschwisterlichen Bach, dem tiefdurchrauschten Gletscher. Der Lerche im Blau des Himmels, der Amsel in der abendlichen Linde. Dem warmdurchstrahlten Tag, Sternnächten mit ihren Planeten. Dem Menschen, der harrt, ob Gott ein Wort aus ihm spricht.

Ist es wirklich so, dass nur im Menschen die Sehnsucht lebt nach dem Sinn? Ist nicht vielmehr der Weltgrund selber sinnunruhig und wandelt seinen Formenweg hinauf bis zum deutenden Menschen? Dann sind die Steine und Mineralien Stufen, sind es die Algen, die Enziane und die Palmen, sind es die Korallen im Meer, die Libellen am Schilfe, die Rehe im Wald. Inmitten dieser Geschwister ist der Mensch aufgewacht, ganz und gar von Gnaden des schaffenden Seins. In seine eigene Freiheit hat es ihn entlassen, darin ist er hochmütig geworden, undankbar, seines Herkommens vergessend. Wenn aber der Mensch wieder heimkehrt ins Eigentliche, beginnt das Herz der Welt in ihm zu schlagen. Wird er zum Freiwilligen des Weltgrundes, ein Seinsgehorsamer seiner Aufträge, so schaut alle gängstete und harrende Kreatur wieder auf ihn als ihren Erlöser.





Nischengemälde am Fraumünster, wahrscheinlich eine Stiftung Hans Waldmanns. Die hier wiedergegebene Nachzeichnung wurde in den Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft 1878, «Hans Waldmanns Jugendzeit und Privatleben. Ein Kulturbild aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts», von C. Däniker publiziert. Damals war das Bild allerdings überdeckt. Dr. Ferdinand Keller hatte es 1849 vorübergehend freilegen lassen, und in jener Zeit muss diese Durchzeichnung entstanden sein. Heute ist das Gemälde restauriert. Es ist durch die Wappen der Familie Schweiger und Hans Waldmann als seine Stiftung gekennzeichnet.

H A N S W A L D M A N N
A L S V O G T V O N D Ü B E N D O R F

Von Ernst Pfenninger, Dübendorf

Ob in Waldmanns Wesen und Charakter die Licht- oder Schattenseiten überwogen, wird nie eindeutig abgeklärt werden können. Die Dübendorfer hatten zwei Jahre lang Gelegenheit, ihn näher kennen zu lernen, denn er war nun ihr Vogt, Zehnt- und Kilchherr, für einige auch noch Grund- und Zinsherr. Ob sie vor allem seine Strenge, seine Parteilichkeit und Herrschsucht erfuhren oder seine Milde und Freigebigkeit, wissen wir nicht sicher, denn nur sehr wenige Dokumente haben sich erhalten, die von Waldmanns Vogtherrschaft zeugen. Offenbar nahm er seine Vogtspflichten ernst und war bemüht, das herkömmliche Recht walten zu lassen, denn er liess für seinen persönlichen Gebrauch die Dorffoffnung abschreiben (vgl. Heimatbuch 1948; Dr. P. Kläui: Die Dübendorfer Dorffoffnung). Diese Waldmannische Abschrift ist die älteste erhaltene Kopie des ca. 60 Jahre älteren, verloren gegangenen Originals. Sie ist aussen mit dem Wappen Waldmanns geschmückt und beginnt mit den Worten: «Dies ist eines herren und vogt rechtung zu Dübendorf, mit namen herr Johanssen Waldmann, ritters, burgermeister Zürich. Als der jetzt herr und vogt daselbs ist. Und dawider der von Dübendorf rechtung.»

Zu den Pflichten des Vogtes gehörte es, Kaufbriefe der Vogteileute mit seinem Siegel zu bekräftigen, da Dorfbürger nur selten eigene Siegel führten. Im Original blieb kein Brief erhalten, den Waldmann in seiner Eigenschaft als Vogt von Dübendorf besiegelt hatte, einzig aus einem Eintrag im Gemächtsbuch erfahren wir, dass er am 27. Oktober 1487 auf Bitte seines Untervogtes Rüdger Müller sein Siegel an einen Brief hängen liess, mit dem Uli Chemiter (auch Kenmeter oder Chemnoter genannt, im Meyerhof) dem Chorherrenstift Güter verkaufte.

Wir wissen aber nicht, mit welchen Gefühlen sich die Dübendorfer zur Huldigung einfanden, wo ihnen der Untervogt die überlieferte Eidformel vorsprach: «Ihr söllent schweren, Herr Johansen Waldmann ritter, als

üweren vogtherren trüw und wahrheit zu leisten, sinen nutz zu fürdern und schaden zu wendent. Im gehorsam und gewertig zu sind, als das von alter harkomen ist, als verr ir mögent . . . »

Wohl nahmen auch Dübendorfer an der allgemeinen Erhebung des Landes gegen Waldmann teil, und die Gemeinde stellte gewisse Forderungen. Diese hielten sich aber ganz im Rahmen der allgemein im Kanton geäußerten Wünsche und Begehren und lassen keinen sicheren Schluss auf eine besondere Unzufriedenheit der Dübendorfer mit ihrem Vogtherrn zu.

Waldmann als Burg- und Zehntherr

Ob und wie oft Hans Waldmann auf Dübelsstein weilte, wissen wir nicht. Wir erfahren nur, was nach der Plünderung beim Auflauf gegen Waldmann noch an «Plunder» (Hausrat) auf dem Schloss war:

In der Stube im Turm: ein «Gütschli» (Ruhebett). In der Nebenkammer: zwei Betten, zwei Spannbetten, drei Decken, drei Kissen, davon eins ohne Anzug. In der anderen Kammer im Turm: ein leeres Spannbett ohne (?) Seil. Im «Erggel»: ein blosses Bett, ein Spannbett ohne Seil, sein Stuhlkissen und ein blosses Kissen. In andern «Erggel»: ein leeres Spannbett. In der Laube: ein Tisch und ein Bratspiess. In der unteren Stube: zwei Tische, vier Tischtücher, ein Essigfass und ein Brotkorb. In der Kammer neben der Stube: zwei Spannbetten, zwei Betten, drei blosse Kissen, drei Decken, drei Leintücher und kleine Kissen. In der Kammer der Jungfrau: zwei Spannbetten, ein Laubsack, ein Zuber und ein «Schmalsetkasten» (Speisekasten). Vor der Küche: ein Kästlein. In der Küche: ein Hafen, ein Dreifuss, ein Rost, ein Kessel, zwei Pfannen, ein Wasserkessel, eine eiserne Schaumkelle, ein leerer Buttertopf und zwei leere Fässer. Im unteren Keller: fünf leere Fässer. Im Stall: fünf Kühe und vier Kälber.

An anderer Stelle werden noch zwei Pfauen erwähnt.

Dieses Inventar ist das einzige urkundliche Zeugnis über die innere Einrichtung des Schlosses (vgl. Heimatbuch 1947).

Als getreuer Paladin verwaltete Hans Nägeli bei der häufigen oder fast ständigen Abwesenheit des Burgherrn Schloss und Gut. Waldmann hatte ihn mit dem Schloss von Schwend übernommen. Er war ein naher Ver-

wandter von Heini Nägeli im Geeren und seit etwa 1480 Lehenmann auf Dübelsstein (vgl. Heimatbuch 1953: Aus der Geschichte des Geeren). Hans Nägeli sorgte dafür, dass die Knechte und Tagelöhner ihre Arbeit verrichteten und ihren Lohn erhielten. Unter diesen Arbeitern werden einige Dübendorfer genannt: Margret Ellikon hat elf Tage lang zu Dübendorf in der Rüti «gehauen». Heini Fritsche von Dübendorf errichtete Zäune. Has von Dübendorf wante sieben Tage lang Haber im Schloss. Zwei Tagelöhner von Hottingen besorgten das «Hauen» der Reben. Heini Nägeli vom Geeren, Hans Brüwiler von Gockhausen und Kunz Attinger «lagen» als Wache und Besatzung im Schloss. Wahrscheinlich war es auch Nägelis Aufgabe, den Zehnten einzuziehen. Im Herbst 1489 jedenfalls liess er die 4800 Garben durch sechs Mann, darunter Hensli Fenner und Schmid von Dübendorf, dreschen. Sie verdienten damit 36 Pfund und erhielten zum Abschluss eine Mahlzeit. Güsel und Stroh wurde mindestens teilweise den Bauern in Dübendorf verkauft. Das Wannens des Dreschgutes nahm 60 Arbeitstage in Anspruch. Anschliessend führte Nägeli den Ertrag in die Stadt und lieferte ihn, da der Zehntherr Hans Waldmann ja nicht mehr unter den Lebenden weilte, dem städtischen Kornmeister ab: 227 Säcke Korn, 78 Säcke Haber, 9 Mütt 1 Viertel Roggen und 9 Mütt Gerste. 2½ Malter Haber blieben als Saatgut auf Dübelsstein.

Weil Waldmann auch Besitzer des Kirchensatzes war, zog Nägeli auch gerade den Zehntanteil des Leutpriesters, seine «Quart», ein. Der Pfarrer erhielt dafür 30 Pfund Geld.

Ob Hans Waldmann in der kurzen Zeit seiner Burgherrschaft am Schloss Umbauten vornehmen liess, wissen wir nicht, einzig dass er Eisen kaufte für eine Türe im Schloss, wurde zufällig überliefert, weil er es bei seinem Tod noch nicht bezahlt hatte. Vielleicht gedachte er, die acht «Sagblütschi», die 1489 an der Glatt unten lagen, wohl bei der Obermühle, für Aenderungen am Schloss zu gebrauchen.

Das stürmische Jahr 1489 setzte seinem Wirken ein unerwartetes Ende. Das politische Erdbeben, das damals die Stadt erschütterte, brachte auch für unsere Gemeinde grosse Aenderungen. Sie gehören aber eher ins Kapitel der politischen Geschichte.

Von Dr. Max Trachsler, Dübendorf

An der Glasmalerei hatten die alten Eidgenossen eine besondere Freude. Mit der Entwicklung der kleinformatischen Wappenscheibe wurde in unseren Ländern sogar etwas typisch Schweizerisches geschaffen. Man sprach im Gegensatz zu der im übrigen Abendland hauptsächlich gepflegten monumentalen kirchlichen Glasmalerei von «Schweizer Scheiben».

Befreundete Städte verehrten sich gegenseitig ihr Wappen auf Glas; Obrigkeiten beschenkten einzelne Zünfte und Schützengesellschaften; die eidgenössischen Orte widmeten ihre Standeswappen einer Stadt für ein neu erstelltes Rathaus. Auch einflussreiche Privatpersonen «stifteten» ihr Wappen. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts soll das Prahlen mit gemalten Glasscheiben geradezu eine Mode gewesen sein.

Da dies gerade die grosse Zeit Waldmanns war, interessierte es uns, ob nicht auch «H. W. von Tübelstein, riter», der «fürnemist Eidgenoss», seiner wichtigen Stellung bewusst, als Spender seines Wappens auftrat, sei es als Zeichen der Freundschaft und der Huldigung oder als Mittel einer mehr oder weniger durchsichtigen Diplomatie. Das Resultat der Suche fiel überraschenderweise eher spärlich aus. Einzig ein im Katalog der Waldmann-Ausstellung von 1889 genanntes Glasgemälde erweckte unsere besondere Neugierde.

Leider ist diese Scheibe, die wir nach einigem Suchen in Basler Privatbesitz fanden, nicht aus «einem Guss» (siehe Farbphoto Seite 29). Alt ist lediglich das eigentliche Wappen mit Helm, Helmdecke und dem wilden Mann als Helmzier, während alles andere eine moderne Ergänzung ist, vermutlich aus der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Wem die Originalscheibe, von der nur noch das wichtigste Fragment erhalten blieb, zugehört war, lässt sich nicht mehr feststellen. Vielleicht gehörte sie einst in die Stube der Kämbelzunft.

Nach Stil und Technik wird die Wappenscheibe dem damals einzigen Glasmaler Zürichs, dem bekannten Lukas Zeiner, zugeschrieben. Dieser Meister schuf ein reiches Werk; schon früh zählten das Grossmünster und die Fraumünsterabtei, ja sogar Erzherzog Sigmund von Oesterreich zu



Der älteste Bestandteil der farbig reproduzierten Scheibe — bestehend aus Wappen mit Helm, Helmdecke und dem wilden Mann als Helmzier — wird dem berühmten Lukas Zeiner (erstmal erwähnt 1479, † 1515) zugeschrieben. Das Uebrige ist eine moderne Ergänzung, vermutlich aus der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Die Glasscheibe befindet sich im Besitz von Frau M. Ryhiner-Von der Mühl, Basel.
(Farbphoto Hinz, Basel)

seinen Auftraggebern; in der Kunstgeschichte sicherte er seine Stellung vor allem durch seine berühmten Standesscheiben im Tagsatzungssaal des Badener Rathauses. Waldmann gehörte mit Bestimmtheit zu seinen regelmässigen Klienten. Denn nach der Hinrichtung des Bürgermeisters am 6. April 1489 erschien Zeiner in den Verhandlungen über den Nachlass am 24. April mit einer Forderung von 38 Gulden «um fenster, so er (d. h. Waldmann) hinweggeschenkt und och im selbs machen lasen hat». Obschon die Aufträge Waldmanns als Bürgermeister und auch als Privatmann für Zeiner eine nicht unwesentliche Förderung seiner Existenz bedeutet haben mögen, schienen die Beziehungen nicht durchwegs freundliche gewesen zu sein. Hart musste den Meister vor allem der Beschluss des Rates von Zürich vom 6. Februar 1487 treffen, der feststellte, dass «bishar vil nachlofens und pitt bschehen syg an sy umb fenster», was hohe Kosten verursache und darum abgestellt werden müsse. Lediglich für Kirchen, Rathäuser und Gesellschaftshäuser sollten noch Wappen gestiftet werden dürfen, aber nicht mehr für Wirte und Private. Im gleichen Jahre stellte Waldmann auf der Tagsatzung einen ähnlichen Antrag. In diesen Beschlüssen haben wir vielleicht auch den Grund zu sehen, warum Zeiner zu den Mithelfern am Mord des Stadtknechtes Schneevogel, eines der eifrigsten Anhänger Waldmanns, zählte.

Das Wappen des Stifters, die fünf Tannen in Gold auf grünem Boden, bildete zusammen mit dem Helm und den Kleinodien zweifellos den Hauptbestandteil unserer privaten Wappenscheibe. Mit ihm stellte sich der Geber vor. Und da das Wappen damals bestimmt sehr bekannt war, ist es nicht wahrscheinlich, dass auf der ursprünglichen Scheibe der Name selbst erwähnt war. Auch die Figur des Schildbegleiters — wir sprechen hier besser nicht von einem Schild-«Halter» — und die rahmende Architektur sind Phantasieprodukte des unbekanntes Glasmalers aus dem letzten Jahrhundert. Dass dieser Zeiner «studierte», ist unverkennbar; so ist eine säulenartige seitliche Umrandung mit spätgotischem Rankenwerk bei den Originalen häufig anzutreffen. Zeiner-Scheiben ohne Schildhalter sind nur wenige bekannt; die Figur des Landsknechtes als «Wächter» wurde sogar erstmals von Zeiner gewählt.

Aber der stramm dastehende Krieger mit dem Banner in den Farben Zürichs, der offenbar den martialischen Zug in Waldmanns Charakter und seine militärischen Erfolge unterstreichen sollte, steht doch etwas beziehungslos zum Schild da. Wir vermissen in der Komposition der neuen, ergänzten Scheibe eine gewisse Einheit. Den Grasboden, mit dem eine Tiefenwirkung erzielt wird, könnte man sich auch auf dem Original denken.

Hätte Waldmann noch einige Jahre länger regieren können, so würde unser Vogtsherr wahrscheinlich auch «seiner» Dübendorfer Kirche ein farbiges Glasgemälde geschenkt haben. So aber freuen wir uns, dass es wenigstens gelang, das abgebildete Fragment ausfindig zu machen.

Die 40 auf 32 Zentimeter messende Scheibe ist heute im Eigentum von Frau M. Ryhiner-Von der Mühl, Basel, der wir auch die Photographie und die Bewilligung zur Reproduktion verdanken. Zur Zeit der Waldmann-Ausstellung von 1889 gehörte sie Frau Merian-Bischof, ebenfalls in Basel. Ihr Gatte war seinerzeit Seckelmeister der Kommission für die Basler Mittelalterliche Sammlung und scheint ein besonderer Liebhaber für Glasmalerei gewesen zu sein. Unsere Scheibe muss sich bereits 1878 in seinem Besitz befunden haben.

E I N G E F Ä H R L I C H E R E N G P A S S V E R S C H W I N D E T

Von Ingenieur A. Caspari, Zürich

Seit Jahren ist im Bauprogramm der Gemeinde Dübendorf der Ausbau von Trottoiren an der Usterstrasse vorgesehen. Ein solcher Ausbau hat aber nur einen Sinn, wenn gleichzeitig auch der gefährliche und verkehrseinengende Engpass der alten Glattbrücke beseitigt wird. Nachdem sich der Gemeinderat Dübendorf und die Baudirektion des Kantons Zürich über die Ausbauarbeiten von Fahrbahn und Gehwegen geeinigt hatten, und die älteren Vorprojekte umgearbeitet worden waren, wurden dieses Frühjahr die notwendigen Kredite bewilligt. Darauf konnte un-

mittelbar nach Ostern mit dem Abbruch der bestehenden Brücke begonnen werden. Eine Verbreiterung und Verstärkung der aus dem Jahre 1904 stammenden Eisengitterträgerkonstruktion kam nicht mehr in Frage. Gegenüber der Jahrhundertwende hat sich der Verkehr sowohl mengenmässig wie auch bezüglich der Grösse der Einzellasten vervielfacht. Dazu wies die alte Brücke eine grössere Anzahl konstruktiver Mängel auf, die es verunmöglichten, die Brücke auf die doppelte Tragfähigkeit auszubauen. Die Abmessungen und die Formgestaltung der Neukonstruktion zeigen der Längsschnitt und der Querschnitt der Abbildungen 1 und 2.

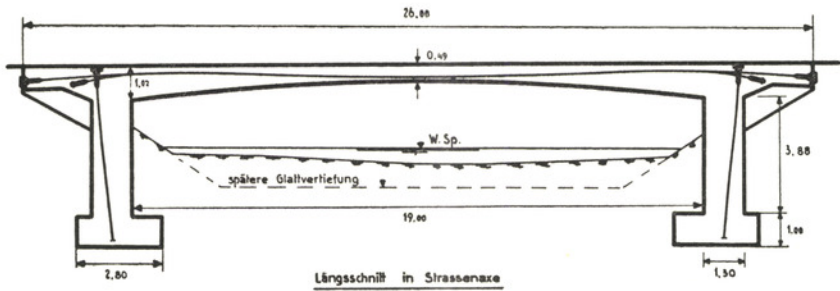


Abbildung 1

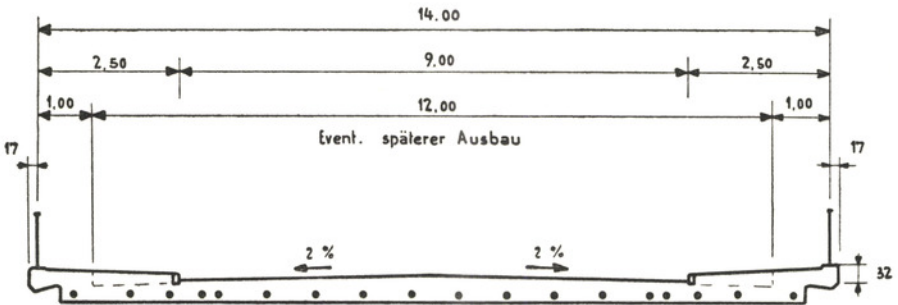


Abbildung 2

Das Projekt für die neue Brücke wurde durch das Ingenieurbüro Schubiger in Zürich in Zusammenarbeit mit Herrn Adjunkt Stüssi vom Kantonalen Tiefbauamt gestaltet und statisch berechnet. Nachdem die mit den Abbruch- und Betonarbeiten betraute Firma VEBA AG, Zürich, die notwendigen Bauinstallationen eingerichtet hatte, wurde ab Osterdienstag 1957 der Verkehr umgeleitet und den Fussgängern ein schmaler Holzsteg als Bauprovisorium erstellt. Noch von der alten Brücke aus rammten die Arbeiter drei Pfahlreihen, die später als Abstützungen für das Lehrgerüst dienten. Nach der Demontage der Gitterträger mussten

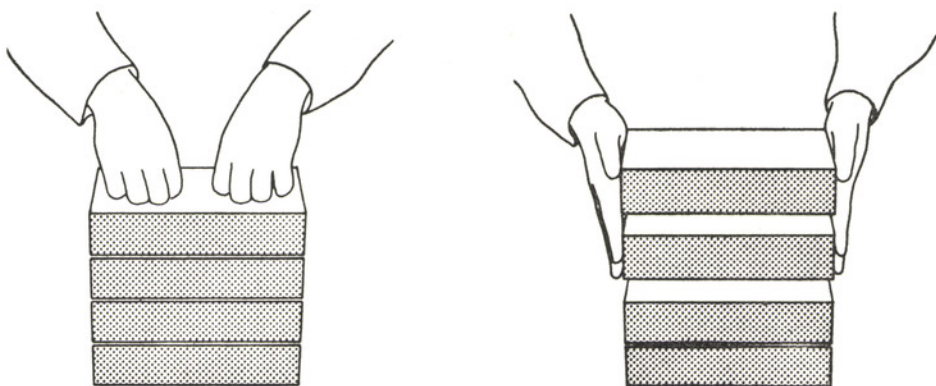


Abbildung 3

auch die alten Widerlager weichen, um den neuen, parallel zum Glattlauf liegenden, Platz zu machen. Diese sind mehr als 3 m unter der Glattsohle fundiert, so dass auch eine spätere Glattabsenkung das Bauwerk nicht gefährden kann. Die beidseitigen Baugruben wurden mit dreiseitigen Spuntwänden gegen das Glattwasser abgedämmt. Um den grossen Verkehrslasten Rechnung zu tragen, ist die Brücke auf die harte Sandsteinschicht der Grundmoräne fundiert. Die 6 bis 7 m langen Larsenprofile der Spuntwände mussten somit auch in diese harte Schicht gerammt werden, was leider unvermeidbare und lästige Lärmentfaltung über längere Zeit mit sich brachte.

Konstruktiv ist die neue Brücke ein Zweigelenkrahmen, das heisst, die Widerlager sind mit der Brückenplatte starr verbunden. Das eigentlich Neuartige dieser Brücke bildet jedoch die Vorspannung. Fachtechnisch heisst das: es ist eine Spannbetonkonstruktion. Was ist Spannbeton?

Die Betoneigenschaften

Das wesentlichste Merkmal des Betons ist seine steinähnliche Eigenschaft. Er besitzt eine sehr hohe Druckfestigkeit, dagegen keine oder doch nur sehr geringe Zugfestigkeit. Er lässt sich mit einer Bücherbeige vergleichen (Abbildung 3), die man wohl sehr stark zusammendrücken, jedoch nicht auseinanderziehen kann, ohne dass sich die einzelnen Bücher voneinander lösen.

Dehnungen der verschiedenen Fasern bei einem Brett, das belastet wird



Abbildung 4

Um nun die Idee des Vorspannens zu verstehen, müssen wir uns überlegen, wie sich die einzelnen Fasern eines Bauwerkes unter einer Belastung verlängern oder verkürzen. Legen wir ein unbelastetes Brett über einen Bach oder über zwei Kisten, so tritt keine Durchbiegung auf. Das Brett verformt sich nicht, alle Fasern behalten ihre ursprüngliche Länge und sind somit alle gleich lang (Abbildung 4). Auf der rechten Seite

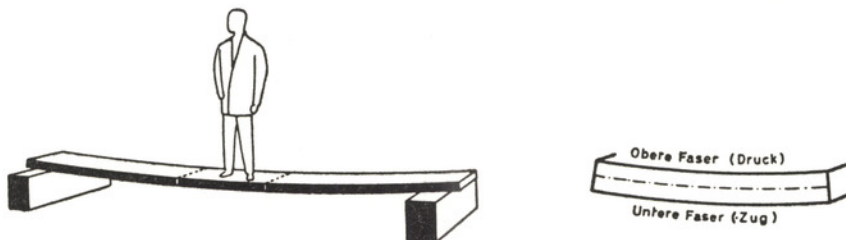


Abbildung 5

der Abbildungen 4 bis 6 wurde jeweils ein Element des Brettes in vergrössertem Massstab dargestellt.

Wenn wir nun irgend eine Belastung auf das Brett stellen, und wenn diese noch so klein ist, biegt es sich durch. Dabei wird der obere Rand kürzer, die oberen Schichten werden zusammengepresst, also auf Druck beansprucht, und der untere Rand wird länger. Diese Schichten werden auseinandergezogen und erhalten dadurch Zug. In der Mitte liegt die sogenannte neutrale Faser (in den Abbildungen rechts als strichpunktierte Linie dargestellt), die ihre ursprüngliche Länge behalten hat und somit weder durch Druck noch durch Zug beansprucht wird. Alle Fasern unterhalb dieser Neutralachse sind länger geworden, und zwar umso länger, je weiter sie von der Achse entfernt sind. Das gleiche gilt für den oberen Bereich des Brettes bezüglich der Verkürzung.

Vergrossern wir die Belastung, so wird auch die Durchbiegung immer stärker und schliesslich bricht das Brett (Abbildung 6). Der Bruch beginnt am unteren Rand, und zwar deshalb, weil jene Fasern so stark gezogen wurden, bis die Zugfestigkeit des Holzes in diesem Bereich

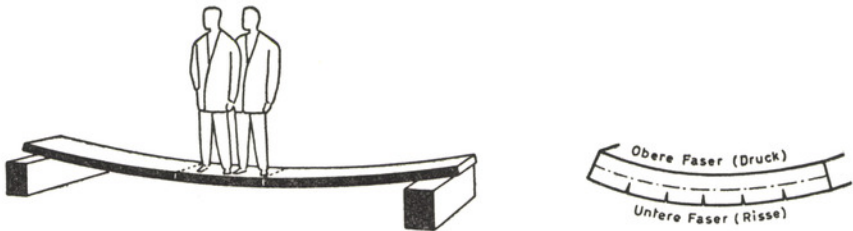


Abbildung 6

überschritten ist, so dass das Brett von unten her aufsplittert. Dadurch wird der tragende Querschnitt verkleinert, was die weiter oben liegenden Schichten zusätzlich überbelastet. Daher reissen sie natürlich auch, und das Brett bricht völlig entzwei.

Die Idee des vorgespannten Betons

Diese Idee ist nun sehr einfach. Sie beruht darauf, dass man diejenigen Betonfasern, die unter der Belastung durch den Verkehr auseinandergezogen werden, vorher durch irgend eine Methode so stark zusammen-

drückt, wie sie nachher durch die Auflasten gedehnt werden, denn der Beton ist gegenüber Zug noch viel empfindlicher als unser vorher beschriebenes Brett. Wir können das am Beispiel mit den Büchern wieder sehr deutlich erkennen.

Zieht man eine Reihe Bücher aus der Bibliothek, ohne sie zusammenzudrücken, so fallen sie erbarmungslos auseinander. Drückt man sie jedoch beidseits zusammen, d. h. wir spannen sie vor, können sie nicht mehr auseinanderfallen (Abbildung 7). Wenn wir genügend stark zu-

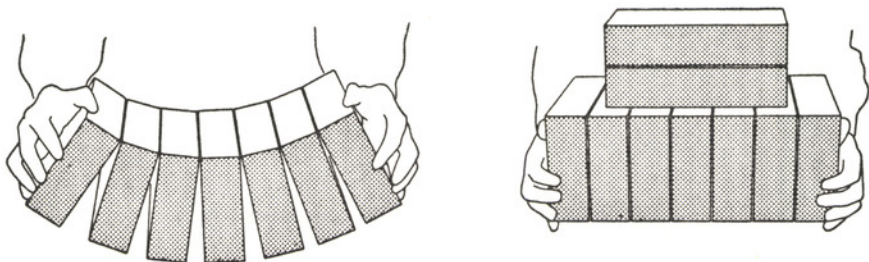


Abbildung 7

sammendrücken, trägt die Bücherreihe sogar zusätzlich eine Nutzlast. Unter Vorspannbeton versteht man nun solchen Beton, der durch besondere Vorspannkraft derart zusammengedrückt wird, dass er unter der Gebrauchslast nicht mehr auf Zug beansprucht wird.

Wie wird die Vorspannkraft in den Beton eingeleitet?

Es gibt eine Unzahl verschiedener Vorspannsysteme, jedoch alle haben die im letzten Abschnitt beschriebene Grundidee. Die einzelnen Teile unterscheiden sich lediglich in technischen Feinheiten. Abbildung 8 zeigt kurz das Prinzip der Krafteinleitung in den Beton.

Zwei Stahlplatten sind fest mit einem Stahldraht verbunden. Das einzelne Drahteillement hat eine bestimmte Ursprungslänge (Abbildung 8a). Durch irgend eine Kraft wird der Stahldraht auseinandergezogen, vergleichbar mit einem Gummiband. Dadurch verlängert er sich und die einzelnen Teilelemente weisen eine Zugspannung auf (Abbildung 8b). Um diesen gespannten, verlängerten Draht wird zwischen den beiden

Stahlplatten Beton eingebracht. Dieser Beton ist vorerst spannungslos um den gespannten Draht gegossen (Abbildung 8 c).

Nach dem Erhärten des Betons lassen wir die Verankerungsplatten los. Der gespannte Draht will sich wieder zusammenziehen, dadurch wird der Druck durch die Platten und die Haftreibung des Drahtes am Beton auf diesen übertragen. Der Draht und die Platten üben eine Vorspannkraft auf den Beton aus, er ist nun vorgespannt. Gleichzeitig werden auch die Betonfasern verkürzt (Abbildung 8 d).

Vorteile des Spannbetons

Der grosse Vorteil des Spannbetons zeigt sich an folgendem Beispiel, einem Vergleich zweier Balken im belasteten Zustand, wobei der eine vorgespannt ist.

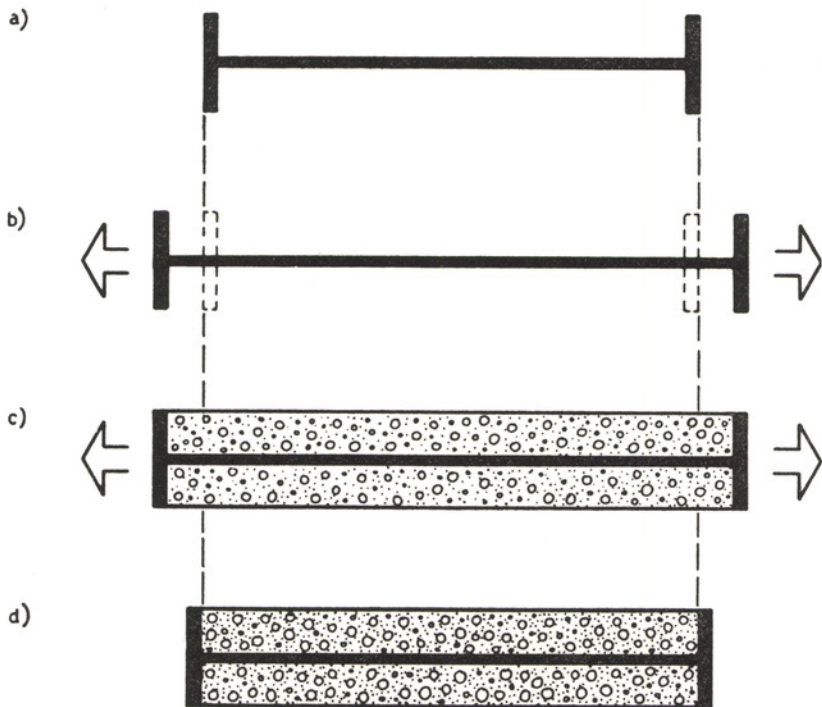
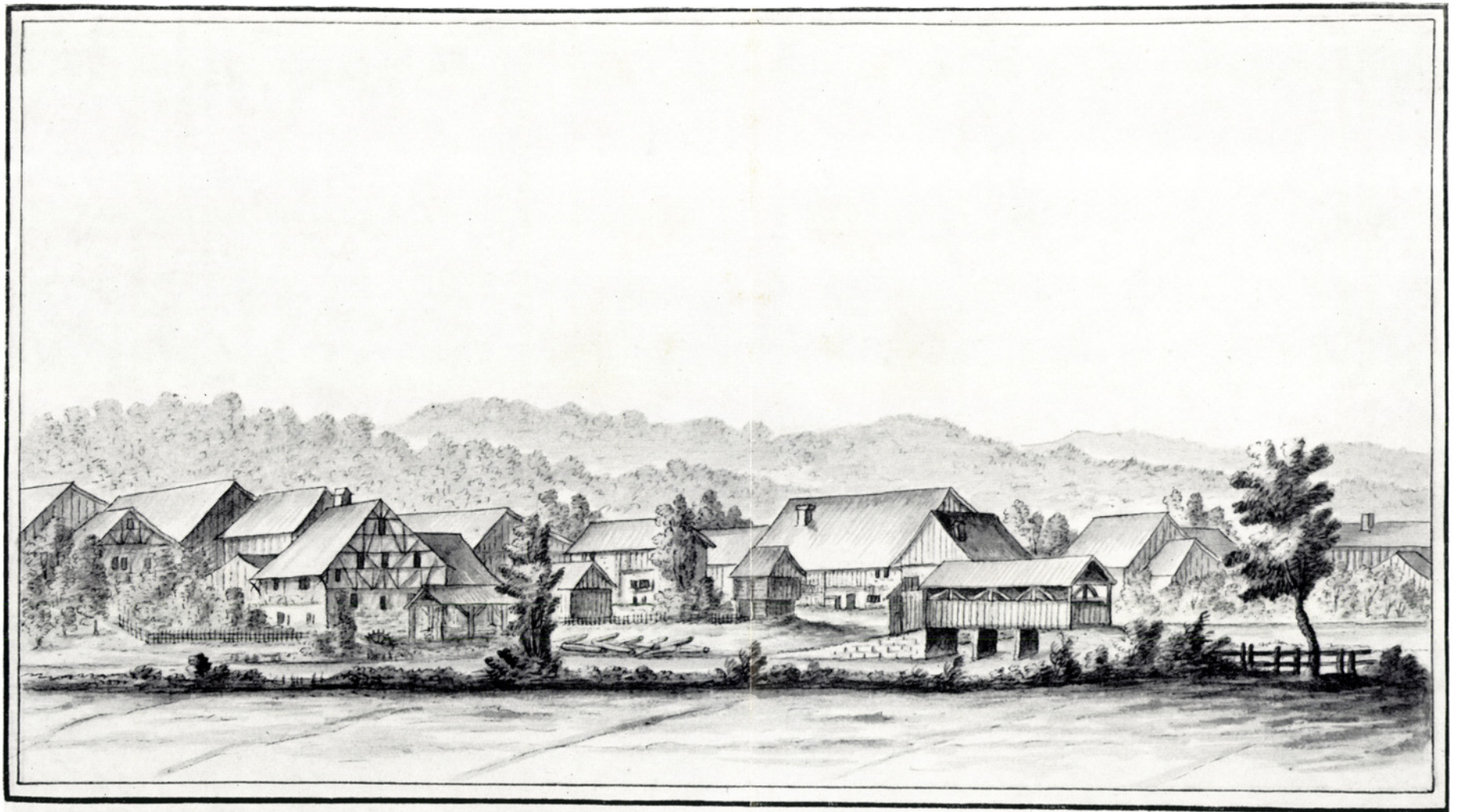


Abbildung 8

Ansicht vom Oberdorf mit der alten gedeckten Glattbrücke. Getuschte Federzeichnung von J. Kuhn. Sammlung Steinfels, Zentralbibliothek Zürich. Das Bild dürfte um 1800 entstanden sein, jedenfalls vor 1821, denn als Obermühle steht noch nicht das heutige Gebäude, dessen Giebel parallel zur Glatt steht.



Dubendorf

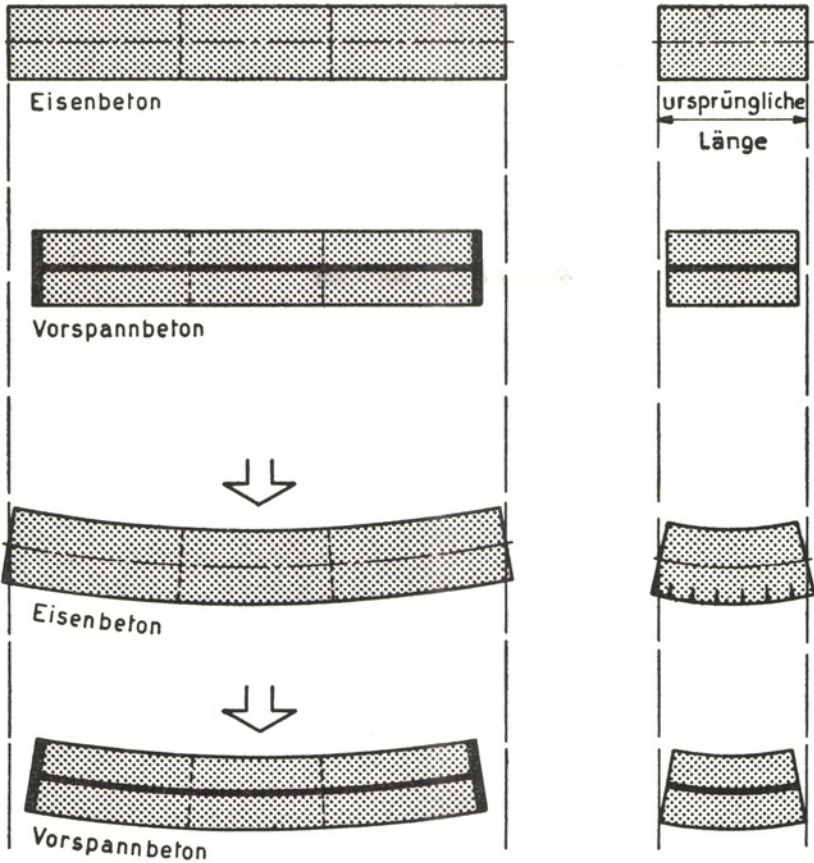


Abbildung 9

Wenn die Balken nicht belastet sind, weisen in einem Träger alle Fasern die gleiche Länge auf, dabei ist zu beachten, dass der Vorspannbeton schon zusammengedrückt ist. Die Fasern sind also gegenüber dem gewöhnlichen Träger, vor der Belastung, kürzer. Nun belasten wir beide Balken ziemlich stark. Sie werden sich durchbiegen und verformen. Das sieht man deutlich bei den herausgegriffenen Teilstücken auf der rechten Seite der Abbildung 9. Dabei überschreiten die unteren Fasern

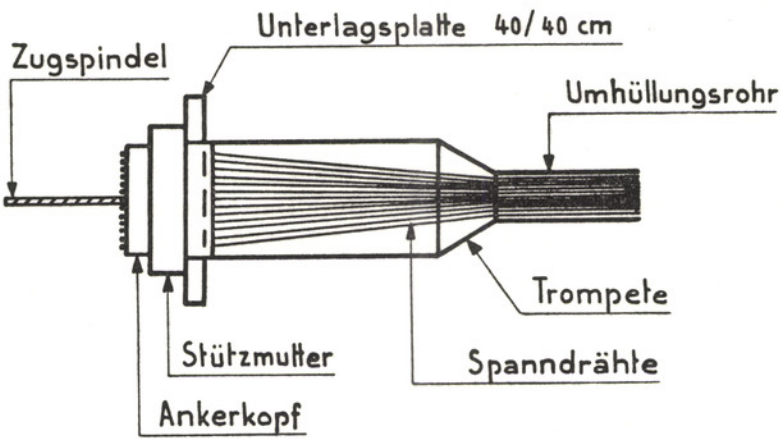
des normalen Balkens ihre Ursprungslänge und es werden Risse auftreten. Beim vorgespannten Element dagegen erreichen sie bei günstig gewähltem Vorspannmass gerade ihre ursprüngliche Länge und sind somit praktisch nicht beansprucht. Dass dabei die oberen Fasern mehr Druck erhalten, weil sie ja durch die Belastung und die Vorspannung zusammengedrückt werden, spielt beim Beton mit seiner grossen Druckfestigkeit keine Rolle.

Der Hauptvorteil des Vorspannbetons ist seine Rissesicherheit. Da keine Risse auftreten können, sind die Armierungen immer satt mit Beton umhüllt. Daher rosten sie nicht und die Unterhaltskosten fallen dahin. Die gerissene Zone des Betons kann bei einem Bauwerk nicht mehr mittragen, sondern dient nur noch als Halt für die auf Zug beanspruchten Armierungen. Bei Vorspannobjekten wird der ganze Betonquerschnitt ausgenützt, damit wird weniger Material benötigt und die Konstruktion wirkt eleganter und kühner. Bei all diesen technischen Problemen darf nämlich die Aesthetik nicht vergessen werden, denn ein Bauwerk muss nicht nur seinen Zweck erfüllen, es soll auch als schön empfunden werden. Diese Materialeinsparung verringert das Eigengewicht. Dieses haben wir bis jetzt in unseren Ausführungen vernachlässigt, doch wirkt es sich für das Bauwerk wie irgend eine gewöhnliche Auflast aus. Das kann man an jedem aufgehängten Seil sehen, dessen Durchhang nur durch das Eigengewicht entsteht. Bei den Vorspannbauten wird die Summe aus Eigengewicht und Nutzlast kleiner, das ganze Bauwerk kann als leichtere Konstruktion ausgebildet werden und wird dadurch billiger.

Das Spannsystem bei der Glatzbrücke

Die Glatzbrücke wird nach dem schweizerischen Verfahren BBRV durch die Firma Stahlton AG, Zürich, ausgeführt. Die Kabel kommen fertig montiert auf die Baustelle und werden vor dem Betonieren, gleichzeitig mit der normalen Zusatzarmierung, verlegt. Die einzelnen Kabel weisen eine Länge von 24 m auf. Sie bestehen aus zwei Kabelköpfen und einem Stahldrahtbündel von 42 Drähten mit je 6 mm Durchmesser, gelagert in einem Blechrohr von 6 cm Durchmesser. Das Kabel wird in ungespanntem Zustand einbetoniert, wobei das Blechrohr die Spanndrähte

vor dem Beton schützt, so dass sie weiterhin in Längsrichtung frei beweglich bleiben. Die Drähte sind beidseitig an beweglichen Stahlankerköpfen befestigt. Abbildung 10 zeigt das Schema eines solchen Ankerkopfes.



Spannkopf in gespanntem Zustand

Abbildung 10

Durch die Zugspindel wird der Ankerkopf aus der Trompete herausgezogen und die Drähte dadurch gespannt. Die Kraft wird mit einer speziellen Spannpressen eingeleitet. Der schon erhärtete Beton dient dabei den Unterlagsplatten als Spannbock. Die Vorspannung geht in drei Etappen vor sich und ist nach 28 Tagen abgeschlossen.

Jedes Kabel nimmt bei voller Vorspannung eine Zuglast von 125 t auf. Bei unseren 18 Kabeln ergibt das eine totale Zugkraft von 2250 t für den ganzen Brückenquerschnitt. Die einzelnen Drähte sind dabei mit 105 kg pro mm² belastet, bei einer zulässigen Zugfestigkeit von 160 kg.

Die Kabel werden bei der Vorspannung um 5,5 mm pro Laufmeter gedehnt. Das gibt eine gesamt Dehnung von 13 cm. Durch die Stützmutter werden nach dem Vorspannen die Verankerungen gegenüber den Endplatten festgehalten. Nach der zweiten Vorspannetappe kann das Lehrgerüst mit Hilfe von Keilen abgesenkt werden, nun trägt sich die Konstruktion selbst. Die dritte Etappe dient zur Aufnahme der Nutzlasten. Nachdem alle Kabel vollständig vorgespannt sind, werden sie ausgeblasen und mit Mörtel injiziert. Die leichte Kerbung der Drähte ergibt eine gute Haftung am Mörtel, welcher diese auf das Umhüllungsrohr und von dort auf den Beton überträgt.

Bei unserem Zweigelenkrahmen wird die Platte durch die massiven Widerlager stark eingespannt und bei einer Durchbiegung in der Mitte durch die Stiele auf beiden Seiten zurückgehalten. Dadurch entsteht über den beiden Lagern eine zur Mitte entgegengesetzte Verbiegung und die Zugzone liegt dort oben. Da die Vorspannkabel überall in die auf Zug beanspruchten Fasern verlegt werden, entsteht die gewellte Anordnung, die wir in Abbildung 1 gesehen haben.

Die Brücke ist mit Beton P 325 betoniert, d. h. pro Kubikmeter Fertigbeton werden 325 kg Zement beigegeben. Dabei erreicht der Beton im Endzustand eine Druckfestigkeit von ca. 500 kg pro cm². Die statische Berechnung basiert auf Höchstwerten von 130 kg, so dass eine genügende Sicherheit vorhanden ist.

Die Kosten ohne Zufahrtsstrassen belaufen sich laut Voranschlag auf 255 000 Franken. Nach dem Stand der Arbeiten wird dieser Betrag nicht überschritten werden. An die heidseitigen Gehwege von je 2,50 m Breite muss die Gemeinde laut Kostenverleger einen Beitrag von 32 300 Franken bezahlen.

Die Brücke weist wie die im Bau befindlichen Anschlussstrecken ein leichtes Längsgefälle von 7 ‰ in Richtung Zürich auf.

Zum Abschluss möchte ich noch erwähnen, dass die Gehwegkonsolen mit einem modernen, leichten Aluminiumgeländer versehen werden. Für die Leitungen der verschiedenen Werke wurden in der Platte genügend Aussparungen vorgesehen. Es werden daher keine Rohre an der Platte aufgehängt, die die parabolische Untersicht verunstalten.

D I E B R Ü C K E N V O N D Ü B E N D O R F

Von Ernst Pfenninger, Dübendorf

Eine Brücke wird gebaut, wenn drei Voraussetzungen erfüllt sind: zunächst braucht es ein Gewässer oder mindestens einen Einschnitt in der Landschaft, zweitens eine Verkehrslinie, die dieses Hindernis zu überqueren hat und schliesslich Menschen, die willens sind, zu diesem Zweck nun also eine Brücke zu bauen und zu unterhalten.

Die erste Bedingung wird bei uns durch den Glattlauf erfüllt. Der zweiten wird doppelt Genüge getan: die regionale Verbindung zwischen Zürich und dem Oberland führte von jeher in Dübendorf über die Glatt. Die Dübendorfer Bauern aber brauchen eine Brücke, damit sie ihre Felder jenseits des Flusses nutzen können. Die dritte Voraussetzung aber: Menschen, die willens sind . . . , ist der wunde Punkt bis auf den heutigen Tag.

Wenn wir vom Glattübergang der Ueberlandstrasse absehen, besitzt Dübendorf heute vier Glattbrücken: an der Wallisellenstrasse, der Bahnhofstrasse, der Usterstrasse und in Hermikon. Schon auf dem Zehntenplan des Jahre 1681 sind an diesen Stellen Flussübergänge eingezeichnet: drei einfache Stege für Fussgänger und die gedeckte Brücke bei der Obermühle. Letztere war damals zweifellos der wichtigste und vielleicht auch der einzige fahrbare Uebergang. Ob er aber der älteste ist, scheint fraglich.

Verschiedene alte Funde lassen erkennen, dass in der Gegend der Kirche im Wil ein römischer Gutshof bestand. Der alte Strassenzug, der von Stettbach geradewegs auf die Kirche hinzielt, könnte auf römische Zeit zurückgehen, wofür der Name «Herrenweg» ein Hinweis ist. Die natürliche Fortsetzung dieses Weges bildet die Strasse, die von der Kirche nach Hermikon führt. Sie überquert nahe beim Dörfchen die Glatt, und vielleicht haben wir hier den ältesten ständig benutzten Flussübergang unserer Gemeinde zu suchen. Ganz in der Nähe findet sich neben dem alten Flusslauf der Flurname «Burstel» (= Burgstall). Ob er mit dem Flussübergang etwas zu tun hat, ist noch ungewiss, doch lässt er wenig-

stens erkennen, dass diese Stelle schon früh für die Anwohner von Bedeutung war. Bei der Glattkorrektion kamen Reste eichener Pfähle zum Vorschein.

Gemeinsame Last

Die erste sichere Kunde von einer Brücke in Dübendorf findet sich in einem Ratsbuch aus dem Jahre 1469:

«Als wir dann die bruggen zu Tübendorff machen und decken lassen hand, darüber uns merklichs (an kösten) gegangen ist, und sich die von Tübendorff erbotten habent, dass sy die bruggen hinfür in eren haben wollint, da ist unsere erkanntnus, das sy och hinfür das tun sollint mit allen sachen, doch mögent sy das holz, das sy dazu notdurftig sind, uss unsern hölzern nemen.»

Die Brücke, deren Unterhalt damit geregelt wurde, stand mit grosser Wahrscheinlichkeit bei der oberen Mühle. Ob hier schon vor 1469 eine Brücke bestand, wissen wir nicht.

Ueber diese Brücke führte die alte Zürcher Landstrasse, die heute im Strassenzug Neuhausstrasse—obere Zelglistrasse fortbesteht. Sie zweigte in der Breite bei der Brücke über den Gockhauserbach vom erwähnten uralten Verkehrsweg Stettbach—Wil ab. Durch diese Abzweigung wurde vermutlich die Verlegung der Schmitte vom Wil ins Oberdorf, hart neben die Brücke, veranlasst. Der Flurname «bei der alten Schmitte» in der Gegend des Wilgüetli deutet diese Verlagerung des Hauptverkehrsweges an.

Die nächste urkundliche Erwähnung von Glattübergängen stammt aus der Zeit, da Hans Waldmann gestürzt wurde (1489). Damals erhielten die Untertanen der Stadt in den Landgemeinden die Möglichkeit, Wünsche und Beschwerden anzubringen. In den «Waldmannschen Spruchbriefen», die für jede Vogtei besonders ausgefertigt wurden, sind die schiedsgerichtlichen Entscheide darüber enthalten. Im Brief für die Grafschaft Kyburg, zu der Dübendorf damals gerechnet wurde, steht, dass die Dübendorfer bei dieser Gelegenheit wünschten, von Zoll und Immi (einer Getreidesteuer auf dem Kornmarkt) befreit zu werden, weil sie «an drygen ennden steg über die Glatt ein zit har habend müssen machen und in eren haben, dass inen aber ein merkliche beschwerd

sig . . . » Das Schiedsgericht brachte die Dübendorfer dahin, dass sie trotz ihrer Brückenlasten die unliebsamen Abgaben aber weiterhin entrichteten. Vermutlich handelt es sich bei den drei Stegen, die in dem Spruchbrief genannt werden, um diejenigen bei Hermikon, bei der unteren Mühle und im Unterdorf (Wallisellenstrasse). Wenn dies zutrifft, hätten also schon um 1489 alle vier heutigen Glattübergänge bestanden, und zwar in ähnlicher Form, wie sie der Zehntenplan vom Jahre 1681 zeigt. Auffallend ist, dass auf dem Zehntenplan bei den beiden Mühlen und im Meierhofquartier jeweils in der Gegend des Flussüberganges eine teichartige Erweiterung des Gewässerlaufes besteht. Vermutlich handelt es sich dabei um Furten, die (wenigstens bei den unteren beiden Stegen) zur Durchfahrt des Flusses mit Fuhrwerken angelegt wurden. Für den Uebergang bei der unteren Mühle (Bahnhofstrasse) ist dies jedenfalls bis zum Jahre 1771 bezeugt.

Die Unterhaltungspflicht für die gedeckte Brücke bei der Obermühle, die Dübendorf — wie es scheint, freiwillig — im Jahre 1469 übernommen hatte, wurde bald eine fühlbare Last, die nicht gerne und wohl auch nicht sehr gewissenhaft getragen wurde. Es musste eine neue Regelung der Pflichten gesucht werden, und kurz vor der Reformation kam mit der Stadt Zürich folgender Vertrag zustande:

1. Da die Brücke derzeit baufällig war, ist sie von der Stadt und der Gemeinde Dübendorf in gemeinsamer Arbeit geflickt worden. Dübendorf lieferte das Holz und führte die Baumaterialien zum Werkplatz, die Stadt übernahm alle übrigen Kosten.

2. Bei künftigen Reparaturen sollen die Leistungen in gleicher Weise geteilt werden: die Stadt liefert den Kalk und bezahlt die Arbeitslöhne, Dübendorf liefert Holz und Steine und führt die Baumaterialien auf den Platz.

3. Es siegeln der Rat der Stadt Zürich und für Dübendorf Hans von Schönau auf Dübelstein. Gegeben am 13. März 1518.

Schon damals ruhte die Brücke auf steinernen Pfeilern. Im Vertrag wurde deren gelegentliche Reparatur oder Ersetzung durch hölzerne vorgesehen.

Es scheint, dass selbst diese teilweise Unterhaltungspflicht den Dübendorfern

lästig war. Zwar erinnert sich alt Untervogt Trüb dreihundert Jahre später genau, dass die Stadt die Brücke zu unterhalten und Dübendorf dabei «Frondienst» zu leisten hat. Das Bestreben, den ganzen Unterhalt dem Staat zu überbinden, wurde besonders nach 1800 aber deutlich spürbar. Es ist begreiflich, wenn man bedenkt, wie kostbar für die wenig begüterte Gemeinde das Bauholz aus dem Gemeindewald war, besonders weil mit steigender Bürgerzahl die Anteile am gemeinsamen Bürgernutzen immer mehr unterteilt werden mussten. Zudem wurde die Gemeinde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit Frondiensten an der neuen Strasse Zürich—Glattbrugg bedacht, die äusserst unbeliebt waren. Es kam sogar dazu, dass sich die ganze Gemeinde rundweg weigerte, die neuen, lästigen Pflichten zu erfüllen. Allerdings nur solange, bis die Gemeindevorsteher von den gnädigen Herren in der Stadt eine gesalzene Strafpredigt zu hören bekamen.

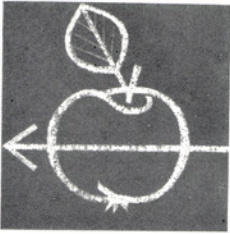
Ein undatiertes Verzeichnis, vermutlich aus dem 16. Jahrhundert, nennt rund vierzig Brücken, die durch die Stadt unterhalten wurden, darunter drei über die Glatt: in Dübendorf, Wallisellen (Aubrugg) und Glattbrugg. Das Bauamt war für den Zustand der Brücken verantwortlich, doch scheint auch das Kornamt, Besitzer des grossen Zehntens der Gemeinde Dübendorf, an unsere Brücke Beiträge geleistet zu haben. Aus dem Wenigen, das für längere Zeit über den Unterhalt bekannt ist, scheint hervorzugehen, dass das Bauamt Holz für Reparaturen lieferte, was gemäss Vertrag von 1518 Aufgabe der Gemeinde sein sollte.

Die Brücke bei der unteren Mühle

Die Strassen waren unter dem «Ancien régime» ein Stiefkind. Wohl wurden einige Hauptstrassen in ordentlichem Zustand erhalten und gelegentlich neue Wegstücke erbaut, das ganze System aber mit den Unterhaltungspflichten durch Anstössergemeinden, mit Weg- und Brückengeldern, Bussen und schlecht bezahlten Wegknechten arbeitete unzuverlässig und schwerfällig. Um 1770 wurde der Bau einer Strasse von Wangen nach Dübendorf angeordnet, mit einer befahrbaren Glattbrücke bei der unteren Mühle. Der Bau des Flussüberganges war Aufgabe der Gemeinde Dübendorf, die dafür auf ihre Bitte eine einmalige Zuwendung aus der Staatskasse von 300 Gulden erhielt. Vermutlich wurde eine



Die Kirche des ehemaligen Lazariterhauses Gfenn ist als mittelalterliches Baudenkmal von der Gemeinde Dübendorf gekauft worden. Im Anhang äussert Architekt Hansheinz Reimann einige interessante fachmännische Gedanken über die Möglichkeiten der Restaurierung. Die Aufnahme von Otto Schait zeigt den westlichen Teil der Klosterkirche, wo am 27. November 1956 ein mutwillig angefachter Brand grossen Schaden anrichtete; glücklicherweise wird die Wiederherstellung nicht verunmöglicht.

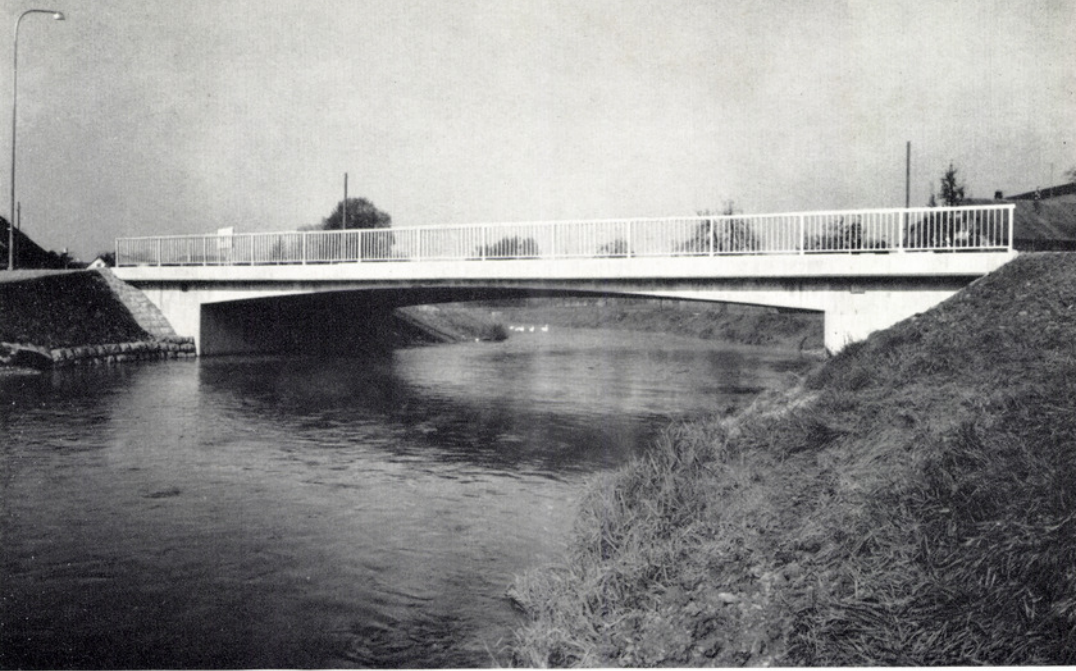


Standartenweihe und Schützenfest - 8 u. 9. Mai 1904

Offizielle Postkarte



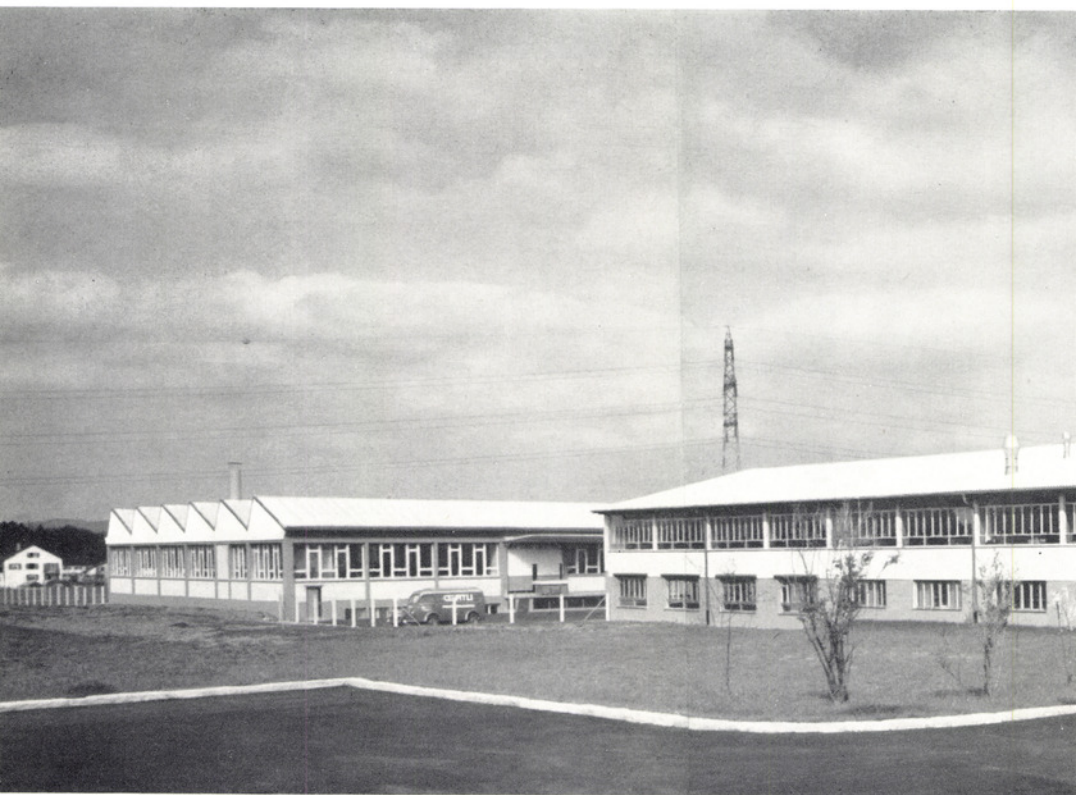
L. L. !
Fam. Hoffmann
Festungsstraße
Dübendorf
J. Sch.



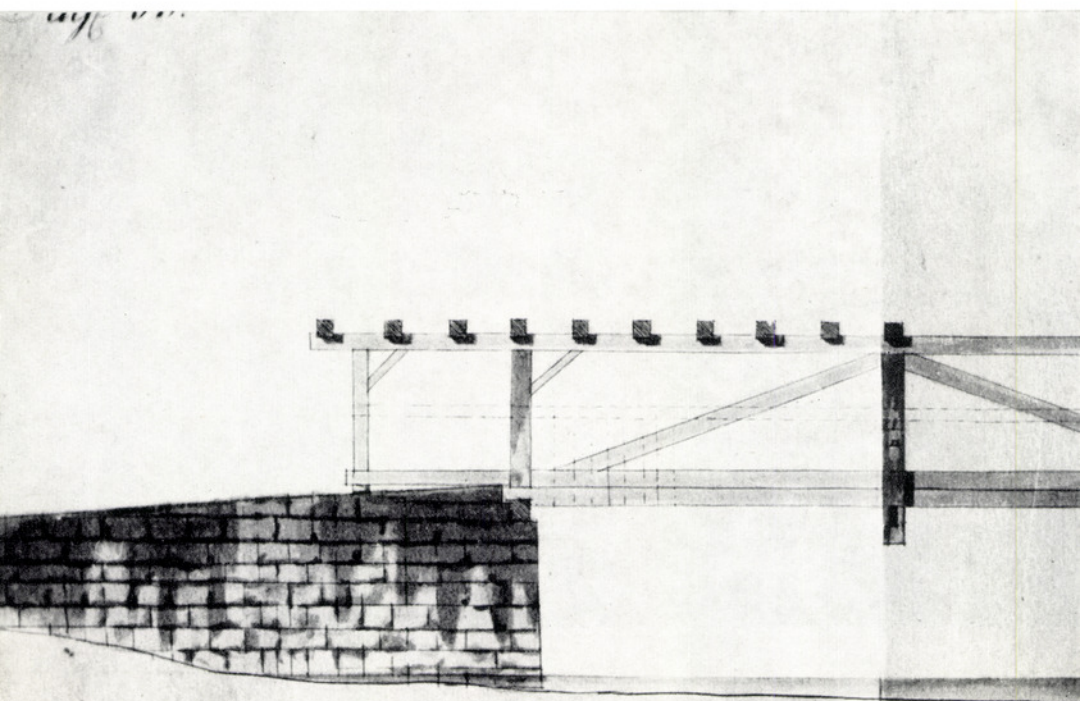
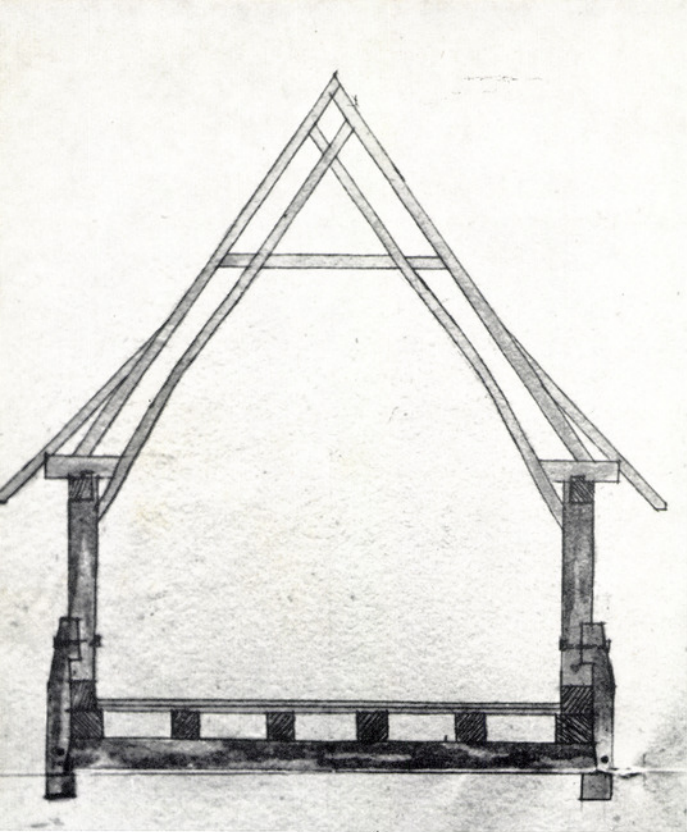
Oben: Im Verlaufe des Sommers 1957 verfolgten viele Einwohner mit Interesse den Bau der modernen, den Verkehrsbedürfnissen besser dienenden Betonbrücke über die Glatt bei der Usterstrasse. Sie konnte anfangs November dem Verkehr übergeben werden.
(Photo M. Staub)

Linke Seite: Wie sehr sich der Geschmack und die Ausdrucksweise der Graphiker geändert hat, zeigt unsere Gegenüberstellung. Die offizielle Schützenfest-Postkarte aus dem Jahre 1904, auf der selbst Boten des Himmels nicht fehlen, stammt vom damaligen Dübendorfer Lehrer Rudolf Hardmeier, der vielseitige kulturelle Interessen hatte. Das stilisierte Symbol für den Meisterschuss Tells bildete das Signet für das 4. Stand-schiessen Dübendorf 1957; es handelt sich um eine saubere Lösung uneres Mitarbeiters Albert Berliat.

Nächste Seiten: Die moderne, zweckmässig erstellte Fabrikanlage der Firma Ing. W. Oertli A.G. in der «Hoffnung».





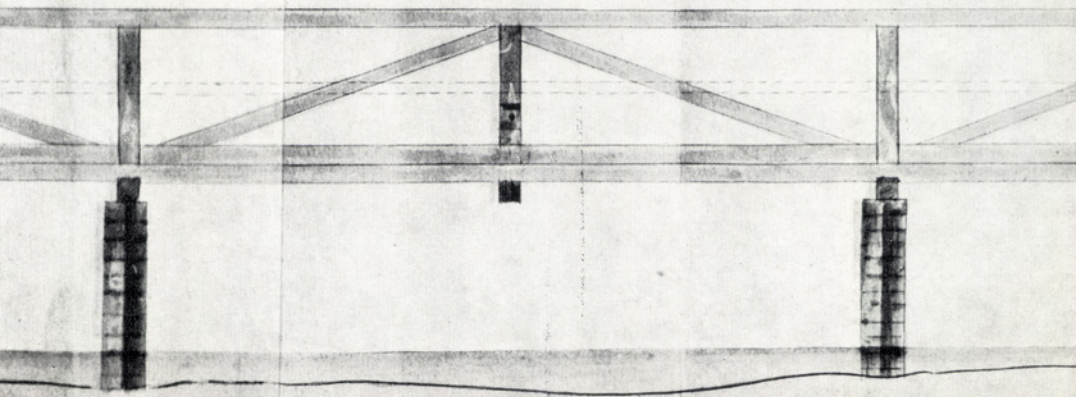


Das Tiefbauamt besitzt in seinem Archiv einen Plan der alten Glatzbrücke, der aber nicht datiert und signiert ist. Jedenfalls muss er vor dem Abbruch der Brücke im Jahre 1838 entstanden sein.

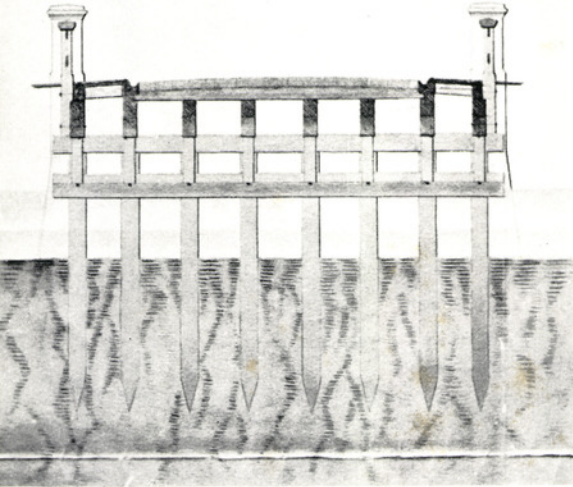
Links: Querschnitt in der Mitte zwischen den beiden Jochen.

Unten: Ansicht der tragenden Balkenkonstruktion. Die Bretter der Brüstung sind links beim Widerlager angedeutet. Vom Dachaufbau sind nur links einige der Auflagebalken gezeichnet.

Brücke über den Glatzfluss bei
Lüben-dorf.



Derthschnitt



Plan der 1838 an der neuen Landstrasse Schwamendingen - Dübendorf - Uster erbauten offenen hölzernen Glatzbrücke.

Links: Querschnitt bei einem der beiden Pfahljoche.

Unten: Teil der Seitenansicht. Das steinerne Widerlager ruhte auf einem Pfahlfundament (auf unserem Ausschnitt nicht sichtbar) und wurde erst in diesem Jahre entfernt.

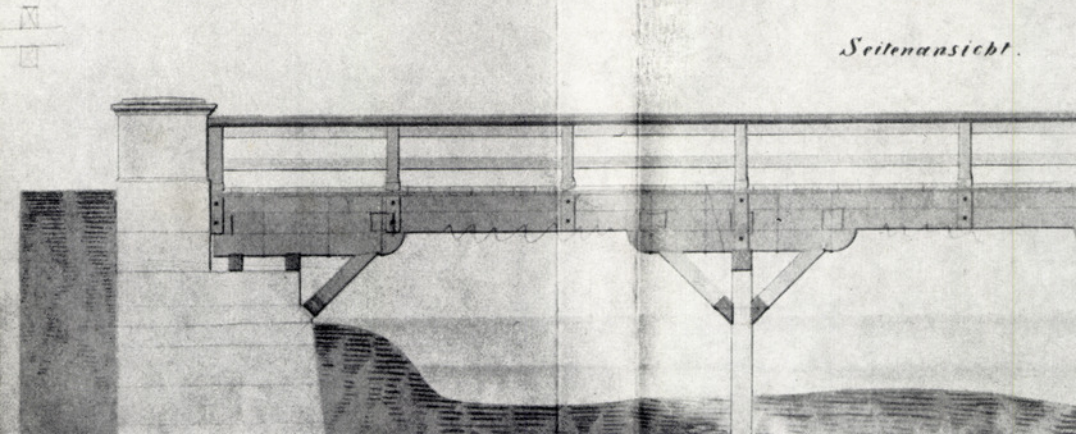
Archiv Tiefbauamt

Photos: E. Pfenninger

Brücke über den Glatz Fluss bei Dübendorf.

Entworfen von *Herrn Heinrich Peter, Ingenieur Hauptmann*;
Ausgeführt von *Herrn Zimmermeister Ferdinand Stadler, Sch. Artler*
1838.

Seitenansicht.



offene Holzbrücke mit zwei Pfahljochen gebaut. Sie überspannte den breiten Fluss und den Mühlekanal. Vielleicht aber wurde die Brücke teilweise gemauert, denn im Bittgesuch der Obervögte an die Wegkommission ist zu lesen, dass die Gemeinde neben der frondienstlich geleisteten Arbeit 315 Gulden auslegte «wegen Bruggen und Gewölben». Anno 1806, also nur 35 Jahre später, war diese Brücke so baufällig, dass «man immer in Angst sein müsse, dass wann ein stark beladner Wagen darüber fahre, (sie) mit allem hinunter fahre und etwan ein grosses Ungefähl daraus entstehen möchte.» Hauptnutznießer der Brücke war, wie Dübendorf beteuerte, die Gemeinde Wangen, die sommersüber ihre Torffuhren in die Stadt führte, oft zwanzig und mehr schwere Fuder des Tages.

Dübendorf, durch die vorangegangenen Kriegsjahre stark in Mitleidenschaft gezogen, sah sich ausserstande, die dringende Reparatur allein durchzuführen und bat Wangen um Hilfe. Dort aber lehnte man das Ansinnen strikte ab, da Wangen rechtlich in keiner Weise verpflichtet sei, an den Unterhalt der Brücke beizutragen. «Immer haben Dübendorf und Wangen, jede (Gemeinde) für sich, die Strassen und Brücken in ihren Gemeind-Aetteren (= Grenzzäune) unterhalten, und gegenseitig freier Gebrauch derselben statt gehabt; die Gemeinde Wangen glaubt danahen auch gegenwärtig durchaus keine Verpflichtung auf sich zu haben, zur Reparatur questionierlicher Brücke beizutragen.» Weder der Bezirksstatthalter Angst in Regensberg (beide Gemeinden gehörten zur Mediationszeit zur Abteilung Regensberg des Bezirkes Bülach) noch die kantonale Finanzkommission vermochten die wenig freundnachbarliche Gesinnung der Wangener Gemeindevorsteher zu ändern. Da es Dübendorf anderseits unterlassen hatte, ein förmliches Unterstützungsgesuch an den kleinen Rat zu richten, überliess es die Regierung schliesslich der Gemeinde, entweder die Brücke aus eigener Kraft zu flicken oder den Flussübergang in jenen Zustand zu versetzen, der vor 1771 bestanden hatte. Mit anderen Worten: die Wangener sollten mit ihrem Torf wie voreinst durch den Fluss fahren, was Dübendorf schon zu Anfang dieses Konfliktes vorgeschlagen hatte. So erschien denn in der «Freitags-Zeitung» vom 23. Januar 1807 folgende merkwürdige Mitteilung:

Zürich eintreffen, die Schifflent logieren in Zürich, bey Lavater, Bek, und in Lachen bey Herrn Schwiter, Ochsenwirth.

Landammann Schwiter, Wirth und Gastgeb im Ochsen zu Lachen; Brennwald und Pfister, Schifflent in Männedorf.

Da mit Bewilligung des Herrn Bezirks Statthalter Angst ab Regensperg, E. E. Publikum angezeigt wird, daß die untere Bruck über die Glatt bey Dübendorf, wegen großer Baußälligkeit von dato an von Zeit 3 Wochen abgeschlagen wird, und nach Verfluß der oben an gesetzten Zeit selbige wiederum nach ehavorigem Fuß, als Fußsüg gemacht werden soll. Den 19. Jenner 1807.

Gemeindrath in Dübendorf.

Es wird E. E. Publikum bekannt gemacht, daß Johannes Derrer auf dem Keimenhof, der Pfarr Embrach, willens sein besizenden Hof, auf Montag als den 26. Jenner, Nachmittag um 1 Uhr an

Jetzt setzte sich Wangen mit bewegten Worten für seine Verbindung mit der Hauptstadt ein: «...bis dahin hoffen wir, dass die schon in öffentlichen Blätter publicierten Schleissen bemelter Brücke stehen bleibe, um dadurch viel Unannehmlichkeiten vorzubiegen...»

Die Regierung beauftragte den Statthalter, nochmals mit den Gemeinden Wangen und Dübendorf zu unterhandeln. Was dabei herauskam, wissen wir nicht sicher, da ein diesbezüglicher Bericht oder Vertrag noch nicht gefunden werden konnte. Den Jahresrechnungen der Zivilgemeinde Dübendorf aber, die mit Lücken ab 1820 erhalten sind, können wir entnehmen, dass Wangen fast alljährlich einen Anteil an die Kosten der Brückenreparaturen bezahlte, der etwa zwischen 10 und 50 Gulden schwankte. Die Brücke hatte also in letzter Minute gerettet werden können! Die genannten Gemeinderechnungen zeigen ferner, dass das Holzwerk der Brücke, besonders die mit Brettern belegte Fahrbahn, starker Abnützung ausgesetzt war. «Alte Bruggenladen» oder «Abholz von der Brugg» wurde alljährlich an einzelne Gemeindebürger verkauft. Im Jahre 1829 wurde darum die Fahrbahn (laut Rechnung) mit Steinplatten belegt. So blieb sie bestehen bis zur Glattkorrektion im Jahre 1886. Im Jahre 1873 reklamierte Wangen, die Brücke über den Kanal der unteren Mühle sei dem Einstürzen nahe. Dübendorf liess 1877 eine 5,22 Meter breite und fast sechs Meter lange Eisenbrücke erstellen und

erhielt an die Kosten von 2971 Franken einen Staatsbeitrag von 900 Franken.

Bei der Projektierung der Glattkorrektion zeigte es sich, dass die alte Brücke über den Flusslauf ersetzt werden müsse. Die Widerlager waren schlecht gemauert, die beiden Pfahljoche im Fluss baufällig und die Höhe so gering, dass das Hochwasser von 1881 die Unterkante der Balken erreichte. Das gut hundertjährige Bauwerk kam aber seinem Abbruch zuvor und stürzte in einer Sonntagnacht im September 1886 ein. Das dem rechten Ufer nähere Joch im Fluss sackte zusammen und nur der äusserste Pfosten flussaufwärts blieb stehen. Ein Teil der steinernen Fahrbahn rutschte nach, doch blieb die Brücke für Fussgänger begehbar.

War es wohl reine Gunst des Schicksals, dass die Brücke so in stiller Nacht zusammenbrach, als sie völlig unbelastet war, oder hat insgeheim jemand nachgeholfen? Die Akten vermerken zwar ausdrücklich, dass zu jener Stunde niemand in der Nähe gewesen sei...

Es wurde nun die bereits projektierte Eisenbrücke mit beschotterter Fahrbahn gebaut, mit einer Oeffnung von 14½ Meter und einer Breite von etwa fünf Metern. An die Kosten von 8400 Franken leistete die Gemeinde einen Beitrag von 5000 Franken, der Rest ging auf Rechnung der Flusskorrektion.

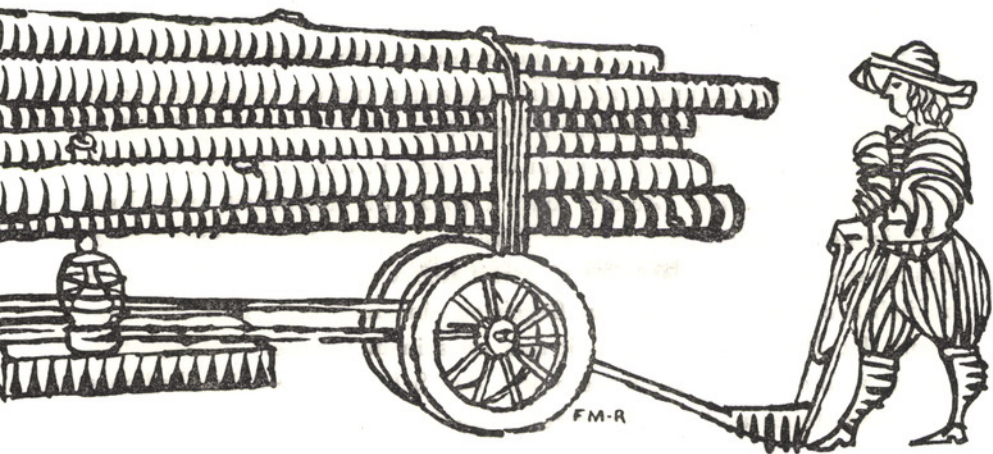
Schneller als erwartet wurde auch diese Brücke dem Verkehr zu eng. Für die Anlegung eines Trottoirs, wie es 1916 an der Bahnhofstrasse gebaut wurde, eignete sie sich nicht. Darum wurde sie abmontiert und an den Flussübergang der Wallisellenstrasse verlegt, wo sie heute noch zu sehen ist. An der Bahnhofstrasse aber entstand unter Leitung der Ingenieure Terner und Chopard die heutige Betonbrücke.

Die letzten Jahre der gedeckten Brücke

Die gedeckte Brücke bei der Obermühle überspannte den Fluss in etwelcher Höhe und hatte deshalb auf beiden Ufern gepflästerte Auf-fahrten, die sogenannten Landfesten. Im Jahre 1732 sprach man zwar davon, die Brücke aus praktischen Gründen etwas «herabzulassen», ob dies aber ausgeführt wurde, wissen wir nicht. Im Jahre 1806, zur gleichen



Zeit also, da der Zwist mit Wangen wegen der unteren Brücke im Gange war, klagte der Gemeinderat, die Landfesten der oberen Brücke seien sehr «ruiniert und ausgekahrt». Er bat die zuständige kantonale Finanzkommission um dringende Abhilfe, denn während und seit den Revolutionsjahren sei nichts mehr repariert worden. Diese Behörde wollte aber zuerst abklären, wer eigentlich für den Unterhalt von Brücke und Landfesten verantwortlich sei, und liess Akten, Protokolle und Rechnungen Jahrhunderte zurück nach entsprechenden Aufzeichnungen durchstöbern. Es kam dabei nicht mehr zutage, als wir bisher schon erfahren haben. Der Archivar stellte aber zum Schluss seines Berichtes missvergnügt fest: «Es scheint überhaupt zu Dübendorf üblich zu sein, von dem Staat Unterstützung zu dasiger Gemeinde dienlichen Bauten zu verlangen.» Und er zählte gleich fünf solche Fälle auf, die Kirche, Pfarrhaus und Brunnen betrafen. Offenbar bequemte sich die Regierung dann doch, die nötige Reparatur — ob mit oder ohne Hilfe der Gemeinde, wissen wir nicht — vornehmen zu lassen. Eine undatierte Zusammenstellung der Aufwendungen für die Brücke in den Jahren 1806 bis 1829 zeigt nämlich, dass von den insgesamt 1225 Fr. 7 Batzen 8 Rappen



auf das Jahr 1807 allein 552 Fr. entfallen. Im Jahre 1821 wurden 136 Fr. an der Brücke verbaut, während in den übrigen Jahren die Kosten zwischen null und siebenzig Franken schwanken. Offenbar wurde auf diese Art weniger als nötig getan, denn Oberamtmann Ott von Greifensee (Dübendorf gehörte in der Restaurationszeit zum Oberamt Greifensee, dem heutigen Bezirk Uster) berichtete 1830 und 1831 der Regierung, die Brücke und insbesondere die Landfesten bedürften dringend der Verbesserung, und die Dübendorfer behaupteten, das sei Aufgabe des Staates. Aber nun wurde nicht mehr viel geflickt. Die Jahre 1830/31 brachten bekanntlich mit der liberalen Verfassung eine freiheitliche und zeitgemässe Reorganisation des Staates. Damit begann endlich auch eine grosszügigere und sinnvolle Strassenplanung.

Der «Neuweg» und die neue Brücke

Das Ausbauprogramm des Strassennetzes sah als wichtigste Verkehrsadern vier Hauptstrassen erster Klasse und 14 Landstrassen zweiter Klasse vor. Die Landstrasse Nr. 2 war unser «Neuweg», die Verbindung Zürichs mit dem Oberland über Schwamendingen, Hoffnung, Dübendorf, Gfenn nach Uster, Wetzikon und Hinwil. Sie wurde natürlich möglichst

gradlinig ausgesteckt und erforderte darum eine neue Glatthbrücke, unweit der alten, einige Dutzend Meter flussabwärts. Die Dübendorfer, die sich in den vorangegangenen Jahrzehnten mehr und mehr von der Mitarbeit am Brückenunterhalt zurückgezogen hatten, entdeckten nun plötzlich, wie unentbehrlich ihnen die Brücke gerade am alten Standort war, und dass sie durch den Neubau Umwege und Unbilligkeiten in Kauf nehmen müssten. Die Gfener hatten sogar die Kühnheit, eine Entschädigung zu verlangen, weil ihr Kirchweg beträchtlich länger werde. Das Strassendepartement stellte aber mit Recht die regionalen Verkehrsbedürfnisse vor die kleinlichen Begehren einzelner Bürger und Grüppchen: der Hechtwirt, der die Strasse an seinem Gasthof vorbeigeführt haben wollte, wurde abgewiesen wie der Schmied, der ein ähnliches Begehren stellte und wie der ganze Gemeinderat, der gar meinte, man müsse die alte Strasse mit dem Umweg über das obere Zelgli beibehalten. Die neue Brücke wurde dem Zimmermeister Arter von Enge und dem jungen Architekten Stadler von Zürich zum Preise von 15 100 Franken in Auftrag gegeben. Es entstand eine einfache, offene Balkenbrücke aus Eichenholz, die ohne Spreng- und Hängewerk auf zwei hölzernen Pfeilern ruhte. Die lichte Oeffnung der Brücke betrug nach Abzug der Pfeilerdicke 62 Fuss (18,6 Meter), die Breite 23 Fuss (6,9 Meter), wovon 16 Fuss auf die Fahrbahn, die übrigen 7 Fuss auf die beidseitigen Fusswege und die Schalen entfielen. Die Fahrbahn wurde mit einem eichenen Stockpflaster belegt, die Fusswege mit einem doppelten Bretterbelag. Da die neue Strasse in schieferm Winkel auf den Glatthlauf stiess, musste dieser so abgeändert werden, dass die Brücke rechtwinklig zum Fluss erbaut werden konnte. Die Pfeiler wurden bewusst nicht so tief fundamentiert, wie es eine spätere Fortsetzung der Glatthkorrektion im oberen Glattal erfordert hätte, wodurch teure und langwierige Unterwasserarbeiten vermieden werden konnten. Die Weiterführung der Flusskorrektion schien damals nämlich sehr fraglich, weil die meisten Gemeinden im unteren Glattal bei der Bezahlung ihrer Kostenanteile Schwierigkeiten machten.

Die Gemeinde Dübendorf sollte als Beitrag an den Neubau das Eichenholz von Diessenhofen in Winterthur und die Bausteine (Tuffstein) in



Rorbas abholen. Mit dem Hinweis darauf, dass Bau und Unterhalt der alten Brücke allein (!) Pflicht des Staates gewesen sei, wurde jede Hilfeleistung abgelehnt. Dafür hätte die Gemeinde nun gerne die alte Brücke gekauft, um sie dem Lokalverkehr weiterhin erhalten zu können. Da aber die Meinung darüber auch innerhalb der Bürgerschaft geteilt war, ersteigerten schliesslich drei Bürger, Obermüller Wuhrmann, Untermüller Weber und Franz Denzler, das altehrwürdige Bauwerk um 350 Gulden und brachen es vertragsmässig samt der rechtsufrigen Landfeste und den beiden Pfeilern im Fluss im Herbst 1838 ab.

Die neue Brücke, die wegen einigen Vereinfachungen in der Ausführung noch fast 700 Gulden billiger zu stehen kam als vorgesehen, wurde den Unternehmern anfangs September 1838 abgenommen und dem Verkehr übergeben. Als nicht überdachte Holzbrücke war sie schneller Verwitterung ausgesetzt, und schon 1854 wurde eine Hauptreparatur nötig, die wiederum Zimmermeister Arter ausführte. Das eichene Stockpflaster der Fahrbahn hatte sich nicht bewährt und wurde durch einen Lehm- und Kiesbelag ersetzt. Da sich voraussehen liess, dass alle 10—15 Jahre eine Hauptreparatur fällig werden könnte, überlegte sich der Strasseninspektor damals, ob sich für die Verkehrsumleitung der Bau einer rechtsufrigen Verbindungsstrasse von der oberen zur unteren Glatzbrücke lohnen würde. Eine jeweilige Notbrücke erwies sich aber als billigere Lösung.

1881 mussten wiederum die Fahrbahn erneuert und einige leicht angefaulte Balken ausgebessert werden. Die Brücke diente nochmals 23 Jahre dem stets wachsenden Verkehr und wurde 1904 durch die nun abgebrochene Eisenbrücke ersetzt, nach einer Lebensdauer von 66 Jahren. Für den Neubau zog der Regierungsrat eine Eisenkonstruktion den auch vorprojektierten Ausführungen in armiertem oder quaderverkleidetem Beton vor, da sie billiger war, die bestehenden Widerlager fast unverändert benützen konnte und nur geringe Aenderungen an der Strasse erforderte. Als diese Brücke nun im Sommer 1957 abgebrochen wurde, verschwanden damit auch die gemauerten Widerlager aus dem Jahre 1838 samt ihrer Pfahl-Fundamentierung. Die neue Brücke ist (zeitlich) die vierte im Oberdorf und die dritte am gegenwärtigen Standort. Hoffen wir, sie erreiche an Lebensdauer zumindest ihre Vorgängerin!

Unsere unterste Glattbrücke

Ueber die Geschichte der Glattbrücke an der Wallisellenstrasse bei der Zigarettenfabrik «Memphis» ist wenig bekannt. Wenn in den erwähnten Rechnungen der Zivilgemeinde Dübendorf zwischen 1820 und 1830 neben Reparaturen an der Glattbrücke bei der unteren Mühle immer wieder auch solche am «Glattsteg» genannt werden, wird es sich dabei wohl um diesen untersten Flussübergang im Bereich des Dorfes handeln. Es ist nicht sicher, ob er damals nur dem Fussgängerverkehr diente oder ob er zur Bewirtschaftung der Grundstücke jenseits des Flusses befahren wurde.

Die Gemeinde Dübendorf verkaufte 1836 Herrn Jakob Hanhard von Pfäffikon ihren Exerzierplatz an der Glatt, damit er dort eine Baumwollspinnerei erbauen könne. Das Grundstück grenzte u. a. an den Fussweg nach Niederschwerzenbach (= heutige Wallisellenstrasse). Der Käufer verpflichtete sich, jederzeit die Hälfte des Unterhaltes der nahen Glattbrücke zu tragen und die Brücke über seinen Fabrikkanal ganz auf eigene Kosten zu bauen und zu unterhalten. Als 1877 der bis dahin nur schwach benützte Weg nach Wallisellen zur Strasse zweiter Klasse erklärt und ausgebaut wurde, musste eine neue Brücke gebaut werden, die alte drohte einzustürzen. Das führte zu ärgerlichen Streitigkeiten um

den Vertrag von 1837. Herr Zuppinger-Billeter in der Herzogenmühle, damals Besitzer der Spinnerei, wurde zu seinem Aerger vom Bezirksgericht zur Bezahlung von wenigstens zwei Fünfteln der Baukosten verknurrt. Er fand das gar nicht in Ordnung, weil ja schliesslich die Strasse im öffentlichen Interesse und ohne sein Zutun in eine höhere Klasse versetzt worden war. Er fand ferner, die Brücke werde zu hoch gebaut und seine Fabrik nebst Garten liege jetzt ganz unansehnlich in einer Vertiefung, und schliesslich hatte er die Kühnheit, für seinen Kostenanteil auch einen ähnlichen Staatsbeitrag anzufordern wie ihn die Gemeinde erhielt. Es half nichts: er musste an die Brücke, die ihm nicht gefiel, trotzdem ganze 4213.60 Fr. beitragen, einschliesslich der Kanalbrücke, deren Bau er ganz berappen musste. Die Brücke kostete 9632 Fr. und wurde 1883 fertig. Sie diente nur 33 Jahre lang dem Verkehr, denn 1916 wurde die Eisenbrücke von der Bahnhofstrasse an die inzwischen in die erste Klasse aufgerückte Wallisellenstrasse verlegt. Die Brückenservitut, die auf der Fabrik lastete, wurde abgelöst.

Die Brücke bei Hermikon

Was ihre Schwestern weiter flussabwärts im Laufe der Jahrhunderte erlebt haben, war mit einigen Variationen auch das Schicksal der Brücke bei Hermikon. Ein «oberkeitlicher Vergleich» aus dem Jahre 1674 — im Wortlaut leider nicht mehr erhalten — belastete die Glattanstösser jener Gegend mit den unbeliebten Unterhaltungspflichten. Weil es einige Dübendorfer damit nicht so genau nahmen oder sich gerne von dieser Servitut befreit hätten, mussten sich die Gerichte 1803 und 1868 damit befassen, wobei der Vertrag von 1674 im grossen ganzen bestätigt wurde. Allerdings wurde die Gemeinde Gfenn 1868 auch zur Beitragsleistung verpflichtet. Auch dieser hölzerne Flussübergang wurde 1890 durch eine eiserne Brücke ersetzt, hauptsächlich auf Kosten der Gemeinde. Professor Rohn von der ETH überprüfte deren Konstruktion im Jahre 1915 und stellte schwere Konstruktionsfehler fest. Zwei Weltkriege und die Wirtschaftskrise dazwischen verhinderten deren Behebung, bis schliesslich 1947 die gänzlich verrosteten Eisenteile durch hölzerne Balken ersetzt

wurden, so dass die Brücke wenigstens ohne allzu empfindliche Belastungsbeschränkung weiter dem Verkehr dienen kann.

Ueber die Brücke

Menschen, die sich dafür einsetzen, stellten wir eingangs fest, sind eine Voraussetzung für den Brückenbau. In der weitläufigen Geschichte der Glatzbrücken von Dübendorf zeigt sich das besonders deutlich. Wenn wir uns die lange Reihe oft allzu menschlicher Konflikte um unsere Brücken vor Augen halten, sehen wir, dass wohl jedermann die öffentlichen, sicheren Flussübergänge jederzeit gern und oft benützt, dass aber fast niemand ohne weiteres sich bereit findet, Arbeit und Geld dafür einzusetzen. Fast könnte man finden, diese Kette menschlicher Unzulänglichkeiten sei kaum würdig, aufs neue ans Licht gezogen zu werden. Es wäre wohl netter, von den Menschen, Gütern, Karossen, Kornfudern und Kriegstrossen zu hören, die im Laufe der Jahrhunderte über unsere Brücken gezogen und gefahren sind. Aber davon steht leider in den alten Akten fast nichts. Lassen wir aber zum Schluss unseren Pfarrer Bremi erzählen, wie er in der fast idyllischen Biedermeierzeit einst von Greifensee nach Dübendorf über die gedeckte Brücke gefahren ist. Der Pfarrer erzählt von der Amtseinsetzung des ersten Oberamtmanns der Restaurationszeit am 4. Juni 1815 in Greifensee. Nachdem die geladenen Gäste nachmittags die «Blutmatte» bei Nänikon besucht und nochmals im Wirtshaus getafelt hatten, «kehrte dann ein jeder seine Strasse nach Hause — in Frieden und mit Dank gegen Gott. Herr Staatsrat Escher hatte die Güte, mich zu sich in seinen Staatswagen einzuladen, wo ich dann an seiner Seite — Herr Spitalmeister Paur und Herr Secretair Nüscherer waren auch in diesem Gefährt — escortier von 50 vor- und nachreitenden Dragonern und zwei Stabsoffizieren, die neben den Kutschenschlägen ritten — nach Haus zu den lieben Meinigen geführt wurde.»

D E G E E R N E R H A N S H Ä I R I ,
Z I V I L P R E S I D Ä N T V O H E R M I K E

Vom Hermann Pantli † im Gfäng

«Es goot scho wider gäg die halbi nüüni, mir händ doch öiseri Zivilgmäindversammlig uf di achti aagsäit ghaa! D Sunn isch scho am Underegoo, und es tuet afo nachte. Ich ha scho glueget, ob öiseri Schuelhuuslampe Petrol heb, es isch nüd de Fall, und wänn si no hett, würd de Toochte nüd emool halbe abe lange, und bis mer de Abwaart gfunde hett, würds halbi zääni. Am beschte, mir machets eso wie ä scho: Du, Jokeb, holscht de Ruedi-Myggel, er graset im Baltisuser äne, und duu, Hannes, holscht de Chueridis, er tuet Herdöpfel hacke im Gfännbrüggli, i der Neechi vom Schuelerwääg, und ich gaa de Nopplihäich go sueche, i hanen no gsee Runkle vertünnere bim hindere Bächli äne, dänn hämmer wenigstens d Stimmzeller, wämmer tüend s Protikoll und d Rächmig abnee.»

Eso hät si de Geerner Hanshäiri, de Zivilpresidänt vo Hermike, zhälfe gwüsst, so wien er au als Puur imer de Rank gfunde hät. Gwont hät er imen alte Puurehuus wisawy vom Brune am Fuesswäg gäg der Glatt abe, me hät dem Huus gsäit zum «Wulehof». Als Zivilpresidänt hät de Hanshäiri nüd bsunders vil Gschäft ghaa, wien au de Gfänner. Näbet em Puure hät er siner Seline uusghulfe bim Sidiswäbe, und bim Spuele für die nötige Sidespüeli gsorget. Hi und da isch öppe de Landjeger vom Dorf unen ue choo, wo si Aawäsehät vom Zivilpresi isch cho lo underschrybe. Er hät ghäisse Landert und ischt öppe zwee Meeter gross gsy. Händ hät er ghaa so gross, me hett schier zwoo chöne mache druus. Er hät dänn imer di Nöischte proocht vom Dorf unen ue. Dänn sind de Hanshäiri und de Landjeger ufs warm Chöischtli ghockt und händ denäbet e chli gmöschlet. Dass d Seline di Nöischte au ghöört hät, isch de Wäbstuel mit sim Grätsch es schöns Wyli still gstande, si hät die Glägehät binutzet, zum die verrissne Sidefäde zehnüpfe.

De Hanshäiri hät imer als en gmüetliche Maa ggulte, und er isch öppe zume Jass in Steerne uf Fällande dure. Dass d Strosselampe näbet em Pfarrhuus, wänn er häizue isch, nümme präntt hät, isch sälte vorchoo.

Nach eme sone gmüetliche Hock hät er der ander Taag Stöck vertoo hinderem Huus. Äismool chunnt si Seline under s Tännstöckli und säit: «Hanshäiri, muesch glätig id Stuben iechoo, de Landjeger isch doo, er müess öppis wichtigs rede mit der».

De Hanshäiri läit si Achs und de Holzschlegel uf d Syte und säit: «Mich nimmt nu de Tüüfel wunder, was dee scho wider well, er isch jo eerscht doo gsii».

Won er id Stuben ie chunnt, goot er sofort uf de Landert zue: «Guete Morge, Landert, du goosch scho bi Zyte de Schölme noe! Dir wird wol käine etwütsche, du häsch jo langi Bäi! Und wänn der äine wott druus, häsch e Handschrift, dass e sonen Glünggi zwee Taag nüme gäinet!»

«Jää näi, Hanshäiri, das mool chumi ganz wäg öppis anderem. Du seigisch doch di letscht Nacht bis gäg de zwölfe im Steerne z Fällande äne ghockt?»

«Das stimmt, und jetz, was möchscht?»

«Du hebischt, wot häi seigischt, im Pfarrhuus z Fällande Schyben ygschlage.»

De Hanshäiri isch ganz paff gsy ab dem Pricht. D Seline isch zeerschte zrächt choo und hät hantli de Wäbstuel verloo und isch mit gstützten Ellbögen uf de Landjeger zue:

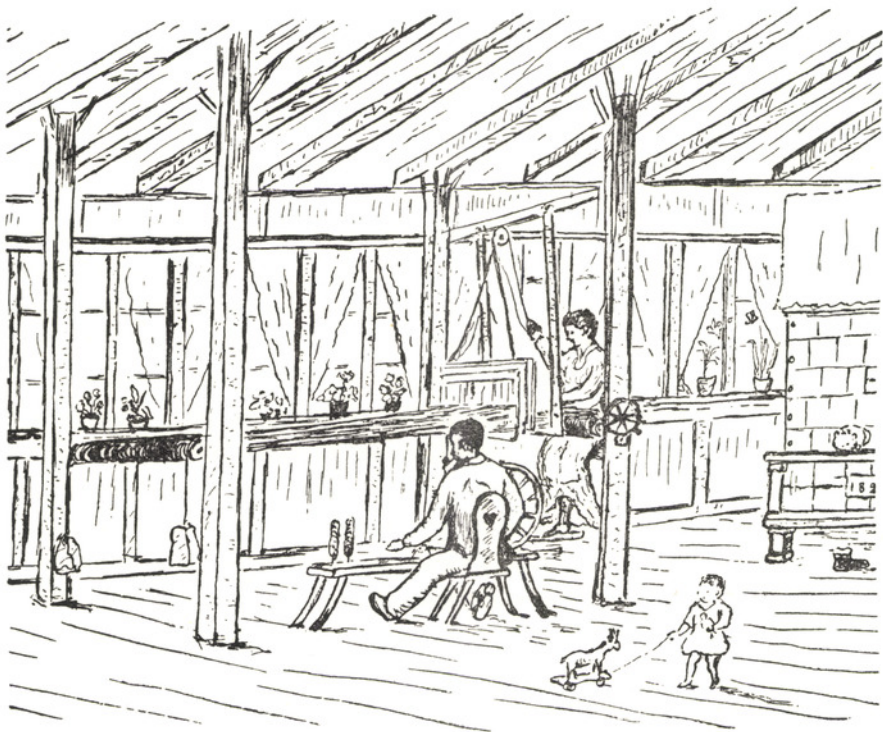
«De Hanshäiri macht käi derig Lumpestückli, und derzue hät er nüd öppen en Ploder ghaa! Ich ha di letscht Nacht no müese wääben i alli Nacht ie, willi morn mues go fergge. Bivor i is Bett bi, wills schön moohell gsy isch, bini no veruse go luege, eb de Hanshäiri nonig häi chöm, do gseenen grad, wiener gägem Glattstäag zue lauft. I ha no es Wyli glueget und ha gsee, dass er schnuerschtracks polzgraaduuf ooni si z hebe am Gländer über de Stääg ie choo ischt. I bi doo hantli is Bett, das mi de Hanshäiri nüd gsee hät. Won ers Kafi trunke ghaa hät, wonem at Weermi to hän, isch er au is Bett choo. Ich cha scho sääge, de Hanshäiri hät no ganz guet chöne s Ofestägli uuf, und s Nachtlämppli, woner i de Hände trät hät, hät käis bitzeli pambelet. Es werded woll nomee im Steerne ine ghocket sy um di säb Zyt. Ich wüsst nüd, werum de Hanshäiri dem Fällander Pfarrer e sonen Sträich setti spile, mir händ ja nüt gägem, überhaupt, mir gönnd ja nüd uf Fällande z Chile.»

Wo d Seline fertig gsy isch, hät si em Hanshäiri es Püffli ggee: «Chasch dänn du dich nüd weere?»

«Momoll, ich hä nu welle waarte, bis du fertig bisch mit rede. Das isch woor, ich bin im Sterne äne ghockt bis um di säb Zyt. Öiser Paar händ no e Mooss Wy usgmacht. Das isch alles gsy, do bini häi wie gwöndli, dem Fällander Pfarrhuus verby, dem Glattwäägli zue. Im Pfarrhuus Schyben yschloo? I wüsst nüd werum.»

De Landjeger hät die bäide rueig abgloset und säit: «Ich glauben öi scho, was er säged, aber doo gseend ers schriftli: ich mües dich uf Uschter is Schloss ue bringe vor de Stathalter, er welli wäg dem Schybenyschloo dich sälber verhööre. Es wirt di öpper verschnurret haa. Ich willi hülfe so vil i cha, aber ich glaube, es wird nüd vil nütze.»

Do ischt d Seline ghöörig id Sätz cho. «Waas? De Hanshäiri für en



andere is Chefi? Und iich mues hüt s Wupp uushaa und derzue no dem Vee luege und mälche, was i scho lang nüme gmacht hä! De Fläck zeech wienen Hagel und nie sicher, wänner uushaut, das äim s Mälchchessi furtflüügt!»

Aber s hät alls nüt gnützt. D Seline und de Hanshäiri händ schliessli ygsee, dass do nüt anders git. De Hanshäiri mues mit em Landjeger is Schloss ue. Mit der Schoos vor em Gsicht hät d Seline irem Hanshäiri adie gsäit. Er hät si tröschtet: «Hesch, Seline, ich bi zabig ufs Fuettere wieder dihäim». De Landjeger ischt mit em Hanshäiri echli hine ume em Schloss zue.

D Seline hät ghöörig gfutteret: «Wänn ich wüsst, wer de Hanshäiri deewäg verschnurret hät, dä hett de letscht Zwick a der Gäisle!»

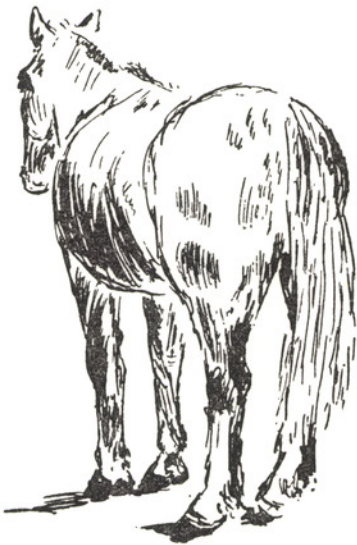
De Tag isch gsy wie verhexet. Chuum isch d Seline wider uf em Wäberbank gsässe, stoot scho der Aarüschter i der Stuben ine und isch cho luege, dass d Wäberi fertig machi mit irem Wupp, dass si der ander Tag chönn go fergge. Er hät nüd lang gmacht, er hät scho gsee, dass d Seline no mindischtens drei Elle z wäbe hät und zum Plaudere nüd guet im Strümpfli isch. Si hät chuum rächt wytergwobe und efäng öppe hundert Schüss gmacht, so rätschets a der Huustüür. D Aaträeri chunnt cho fröge, wänn si chönn s nöi Wupp cho yzie. Der Seline isch die Wundernaas nüd gläge choo, si hät tänkt: Die hät öppis gschmöckt z Fällande äne und wott so per äxgüsi cho luege, eb i s Wupp uus heb. Bim Adiesäge under de Huustüre säit d Aaträeri zur Seline no gschwind: «Tänk, das isch na truurig, wies öiserem Pfarrer gangen isch die letscht Nacht. Er mües chuum i der Schlafchamer s Liecht abgelöscht haa, so flüet en Stäi durs Fäischter under sis Bett undere. De Herr Pfarrer seig im Nachthämp gschwind unders Fäischter go luege, do heb er nu no gsee, wie sich äine um de Huusegge truckt heb und furt grännt seig. Es isch do gmungget worde, es mües en Hermiker sy. Ich chas zwoor fascht nüd bigryffe, d Hermiker chömed ja nüd zu öis uf Fällande z Chile.» D Seline hät si chöne stelle, wie wänn sie nüüt wüsst vo dere Gschicht, und isch nach em Adiesäge wider mit dem Gedanke ad Arbet: Hoffetli chunnt mi niemert me cho versuume, und bis zum Veeffetere isch jo de Hanshäiri wider doo. Si hät si böös trumpiert!



Si hät no kä Stund gwobe, so chunnt d Noochberi cho rüefe: «Seline, chumm mer ä cho hälfe, d Stalltür isch offe, d Sou hät chönen use, si nüelet im Garte hine, mer setted si wider yspeere!» Was hät d Seline anders welle mache, als en Bäse id Hand nee und der Noochberi us irer Not go hälfe? Jetzt feelt nu no, dass de Falch z chalbere chunnt, bivor de Hanshäiri doo isch! hät si truurig zuenere sälber gsäit, wo si äntli wider bin irer Arbet gsässen ischt.

Äismools lueget si as Zyt: Herje, es isch scho sächsi! Gschwind goot si veruse und lueget, eb de Hanshäiri no nienet s Glattwägli derab chömm. Aber läider isch er no nienet ume. D Seline hät müese i dä suur Oepfel bysse, und näbet dem Wupp, wo so prässiert hät, no s Vee bsorge. Zum guete Glück isch gnueg Höi dune gsy, susch hett si no müese sälber in Höistock ufe chlädere go Höi abe tue. Treene sind der Seline über d Bage abe gloffe, wo si s Milchchessi und de Mälchsömel id Händ gno hät. De Fläck hät di nöi Mälcheri mit gspässigen Auge aaglueget.

D Seline hät em gflattiert, so vill si hät chöne, bis er ganz rueig gfrässe hät. Ganz sachtisch si uf de Mälchschömel gsässe, hät s Chessi zwüschet d Chnüü gnoo und hät em Fläck sini hinderen Uuterzäpfe zum Aarüschte wele id Händ nee. Aber ohä lätz! Em Fläck hät di nöi Mälcheri nüd passt, er schnellt uf äimol mit dem Chopf zur Chripf uus, lueget hindere, macht Auge wie Pflugredli und speert d Naselöcher wyt uuf. En Zwick mit eme Hinderbäi, en Tätsch, und s Milchchessi flüügt a d Muur hindere. As und as wär d Seline under die ander Chue undere troolet. Wo si wider zrächt choo isch, hät si züenere sälber gsäit: Wäni nu dä Stathalter chönnti hole und säge: So, hock uf dä Schömel und mälch de Fläck! Dä liess ganz sicher de Hanshäiri lo laufe. D Seline hät aber glych nomol müese drahy, susch hett de Fläck e chranks Uuter gha bis am Morge, und s Chalb nüt z suufe und d Seline käi Milch zum Kafi. D Gäiss hät au kä Milch ggee, will si höch trätit hät. D Seline hät em Fläck no e paar Runkle i d Chripf ietoo und hät dänn im zwäiten Aalauf mit aller Not di nötigstcht Milch useproocht. Äntli hät si chöne a siich tänke und znacht ässe. S ischt sid langem s eerscht Mool gsy, dass



si ooni iren Hanshäiri wisawy am Tisch gsässen ischt, und si isch ganz truurig gsy derby. Si hät aber trotzdem d Hoffnig nanig uufgee und hät allpot zum Fäischter use glueget. Doo gseet si uf äimol äine, was gischt was häscht durs Dörfli ab zräne choo. Zun irem Verwundere chunnt er grad ire vors Fäischter, ganz voller Ootem. Was möcht ächt dee? hät si tänkt, und gseet do eerscht, dass es de Chuerijokobehäich isch vom Gfäng äne dure. Woner verschnuufet ghaa hät, fröget er, ob er nüd de Chindbettstuel chönnti haa, dee im Gfäng äne sig am Zämegheie, do heb en d Hebamm gschickt, dee go z hole bim Hermiker Zivilpresi äne. D Seline isch hantli das Gstell go hole, hät em Chuerijokobehäich bim Adiesäge Glück gwöischt und no gsäit, si selid dem Gstell e chli Soorg haa, es sig ä nüme nöi, und wänn mügli gly ume bringe, mer wüssi nie, wänns los göng bin ine z Hermike.

Vo deet aa hät d Seline äntli emool Rue ghaa, dass si hät chöne wyter wäbe, und si isch eso fescht bin irer Aarbet gsy, dass si nüd emol gmerkt hät, dass scho znacht gäg de halbe zwölfe gangen isch. Uf äimal pöpperlet öpper as Fäischter und tuet dezue echli trümele. D Seline isch zeerscht verschrocke, aber das Trümele isch ere vorchoo, wie wänns de Hanshäiri weer, will eer eso trümelet hät, won er z Liecht choo isch zuenere. Si hät sofort d Wäberlampe gnoo und isch demit veruse, i der Mäinig, iren Maa sig choo. Si hät aber trotz der Moohäiteri chöne umenandsperbere wie si hät wele, si hät käin Hanshäiri ume gsee. Do chunnt si äismool Angscht über und tänkt, es chönn nüd anderscht sy, als es heb gäischtet, und si hät si chuum me trout is Huus ine zgoo. Zum Glück isch s Wupp uus gsy, dass si hät chöne zäme packe zum Fergge am Morge. D Seline hät de Rescht vo dere Nacht schlächt gschloofe. Im Traum ischt ere de Hanshäiri vorchoo, er sitzi ufem Stäi i siner Zälle imene tunklen Egge, näbet sich en Chruog mit Wasser und es Schnäfeli Brot. Si hät d Hoffnig bald uufgee, dass de Hanshäiri chömm, und ischt am Morge truurig wider an iri ungwont Aarbet im Stall. Zum Glück hät de Fläck dasmol weniger Stämpeneie gmacht, und wo si so vertrossen am z Morgenässe gsässen isch, chunnt ere s Büsi cho schmächle zum si trööschte.

Si hät bizeyte müese uf de Zuug zum Fergge. Das Gschäft isch guet ab-



gloffe, und si hät chöne zfride sy. Aber go es Kafi nee, hät si glych für dasmol usgloo, nu dass si glyner wider dihäime gsy isch. Nach em Zimbisässe hät si es Mittagschlöfli gmacht, wil sis fascht nüme uusghalte hät vor Müedi. Wie si grad am Ygnucke isch, rätchet d Aaträeri a der Huustür und wott cho s nöi Wupp yzieh. Chuum isch si über d Selle, fangt si aa prichte: «Tänk au, wie schüüli, die letscht Nacht sind im Pfarrhuus z Fällande wider Schyben ygschlage worde! D Pfarrersmagd

hät mers verzellt, womer Wasser gholt händ bim Brune. S Pfarrers seigid böös verschrocke, und d Lüüt sägid, es mües äine sy vom Berg, si glaubid, de Herr Pfarrer heb äim äis as Bää ane ggee i siner letschte Predig. D Magd hät mer gsäit, si mües vo jetzt a d Schalesyläde zue tue, eb si is Bett göng.»

D Seline hät Biduure gha mit s Pfarrers, hät aber denäbet tänkt: So, jetz lönds de Hanshäiri use, jetz chan en allpot erwarte.

Si hät de Nomittag Underhaltig ghaa a der Aaträeri, won imer s Nöischt gwüsst hät us der ganze Umgäbig. Langsam ischt d Zyt aagruckt zum Fuettere. Aber de Hanshäiri isch nonig doo gsy, und d Seline hät müese uf de Höistock ue go Höi abetue. Si hät e paarmool zum Stallfäischter uus glueget, ob iren Hanshäiri imer nanig chömm, bivor si s Chopftuech ums Hoor punde hät und zum Fläck here ghocket isch zum Mälche.

I dem Augeblick goot d Stalltüür uuf und de Hanshäiri chunnt ine. D Seline isch sofort uufgestande und hät vor Fröid schier s Mälchchessi lo gheie. «Soo, händs di doch usegloo! Si händ tänk gwüss vernoo im Schloss obe, dass die Nacht wider Schyben ygschlage worde sind im Pfarrhuus z Fällande.»

«Jo, grad wäg dem händs mi häigloo. Chasch tänke, wien i froo gsy bi! Jetz gimer s Chessi, de Fläck loot susch d Milch lo laufe. Ich milch en no fertig, du chasch i dere Zyt s Kafi mache, i han schüüli Hunger.»

Wo d Seline und de Hanshäiri bim Kafi gsässe sind, hät si afo joomere, wies ire ggange seig i dere Zyt, won er furt gsy seig. «Und wäischt, s Ergscht isch gsy, es hät gäischtet di letscht Nacht, dass i e truurigi Angscht übercho hän und tänkt hän, es sei dir öppis passiert.»

De Hanshäiri hät rueig zuegloset und hät s Lache müese verbyesse, dass en si Frau zletscht ganz gspässig aagluaet hät. «Lueg, Seline», hät er dänn ganz ghäimnisvoll gsäit, «wännt du alls wüsstischt, won ich wäiss, müesstischt au lache.» Und will er gwüsst hät, dass sini Seline scho chan ufs Muul hocke und nüt uusplauderet, hät er uuspackt.

«Du chasch tänke, was i für e Täubi i mir ine ghaa hä, woni hä müese mit dem Landert is Schloss ue. Womer dobe gsy sind, häni grad müese vor de Stathalter zum Verhör. S erscht isch gsy, woner mer gsäit hät: «Irr sind mer en schöne Zivilpresidänt, won em Fällander Pfarrer goot

e sonen Sträich go spile! Irr ghööred e paar Taag hinder Schloss und Rigel, und nachher möchti haa, dass er zum Pfarrer dure gönd go abbätte!» Du chasch tänke, wien i verschrocke bin. Ich hä lang chönne säge, es seigi nüd woor, es mües en andere gsy sy, ich heb nüt gäg de Fällander Pfarrer. Es hät alls nüt gnützt. De Stathalter hät nu gsäit: «Irr sind gsee worde, und demit fertig!» und ischt em Gfangewart go rüefe, er sell mi in e Zälle ie versoorge, bis i well bichänne. Du wäisch ja, dass de Mäier Schaagg, öisen alte Nochber, Gfangenewart isch im Schloss obe. Dä hät Auge gmacht, woner mich in Epfang gnoo hät! Er hät sofort gfröget i der Zällen ine: «Was häsch ä duu Chäibs aagstellt?» Ich hän em alls verzellt, wien ich für en andere mües uschuldig do obe hocke, und s ergscht sei: duu müesisch am mäischte drunder lide. Du müesisch hüt s Wupp uushaa, und derzue heb di bruun Chue d Zyt uus, me wüssi kän Augeblick, wänn si z chalbere chömm. Und dänn mües d Seline de Noochbere rüefe, si selled cho hälfe, und säge, de Hanshäiri sig im Schloss oben im Chefi. I hän aaghalte, er sell mi häiloo i der Nacht, wäg dere Chalberchue. De Schaagg hät scho no glosset, woner das ghört ghaa hät. Er hät mer glaubt, dass i uschuldig sei, und i hän em fescht versproche, i sig wider ume bivors tagi. So gäg di halben elfe hät er mi usegloo und mer no zäiget, won i wider chönn ie, oni dass öpper merki. Er hät mer no groote, i sell joo nüd gägem Chrüz abe, nüd das i em Stathalter i d Händ ie laufi. I bi doo i der Richtig Gryfeseer Hölzer gäg der Ängelsrüti und em Glattwägli zue. Zum Glück isch mer käs Bäi bigägnat. Won i gäg öiserem Huus cho bin, häni scho gsee, dass d no Liecht häsch, aber i ha zeersch wele go luege, was de Falch machi. De Moo hät grad schön durs Stallfäischter y gschune; i hä gsee, dass öisi Chalberchue rueig am Bode lyt und möiet und no käi Wee hät. Do häts mer gwoolet, und i bi vors Huus go ine güxle bim hindere Fäischter. I hä gsee, dass d wibscht wie de Bisiwätter und derzue e verbrieggets Gsicht häsch, wien i di no nie gsee ha. I wär schüüli gärn zue der ine cho, aber i hä scho gwüsst, dass d mi nüme furt liesisch und de Schaagg defür e ghörigi Schlappe überchäm.»

D Seline hät tüüf gschnuufet: «Dänn isches also doch diich gsy, wo as Fäischter trümelet hät!»

De Hanshäiri hät gnickt und in äim Yfer witer verzellt: «Won i di gsee hä mit son eme truurige Gsicht, häni e Töibi überchoo, wie no nie und hä tänkt: Wartet ihr nu im Schloss obe, ich will scho luege, dass ihr mich use lönd. Mini Frau verdienets nüd, dass si äna mues drunder lide. I bi ggläitig über de Glatstäg ie uf Fällande dure vors Pfarrhuus. Es Wyli häni mi no bsunne, do han is doch gwoget und hän am Pfarrhuus e paar Schyben ygschlage. Gsee hät mi niemert. I bi wider im Schloss obe gsy, bivors taaget hät. Chasch tänke, wies em Schaagg gwolet hät, won er gsee hät, das i ume gsy bi, und er hät nüd lang gfröget, wies ggange sei.

Z Mittag gäg de drüüne chunnt er mi efäimool cho hole, ich mües vor de Stathalter. Es isch em Schaagg nüd rächt gsy, i häs scho gmerkt. De Stathalter sälber hät mi aber ganz früntli epfange und gsäit: «Soo, jetz isch es dusse, Ir sinds also nüd gsy, wo Schyben ygschlage hät z Fällande äne. S sind nämli di letscht Nacht von dem Tunnerwätter wider Schyben ygrüert worden am Pfarrhuus. Ir chönnd wider häi.» Und er hät mer bim Adiesäge no öppis i d Hand ie truckt.»

D Seline hät ganz verwunderte gsäit: «Soo, machscht duu e derig Sache! Aber i mues di bigryffe. Mich verbarmet nu de Pfarrer. Hoffetli chunnts nüd uus!»

De Hanshäiri hät gmacht: «Was isch jetz gschyder gsy, de Herr Pfarrer sei nomol e chli i d Sätz choo oder ich acht Tag uschuldig im Schloss oben ygspeert?»

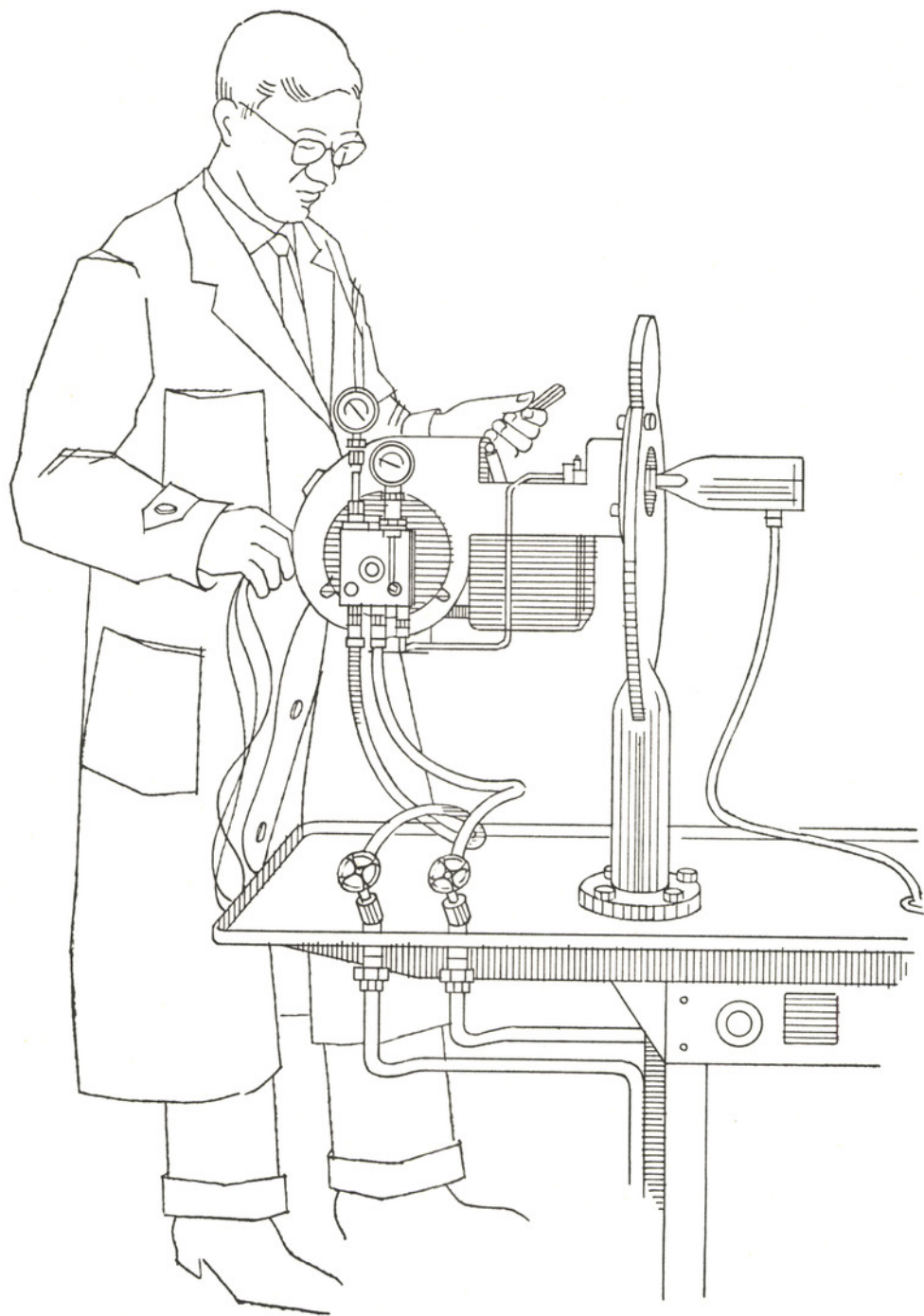
Die Aaglähäit isch für bäidi e Leer gsy. De Hanshäiri isch vo deet a dihäime gsy, ebs znacht zwölfi gschlage hät, derfür hät d Seline ä nüme ggiftlet, wänn er isch go es Schöppli trinke. Ueberhaupt händs denand vo deet aa gern ghaa wie nach em Hochzig.

wurde im Jahre 1929 gegründet und befasste sich vorerst mit dem Import von vollautomatischen Oelbrennern aus den USA, um dann recht bald zu deren lizenzweisen Fabrikation überzugehen. Diese Fabrikation bestand allerdings eher in einer Werkzusammenarbeit, wobei der Zusammenbau und die Prüfung der Apparate in eigenen, räumlich sehr beschränkten Werkstätten erfolgte. Wenngleich diese Werkzusammenarbeit mit der Zeit gut eingespielt war, so ergaben sich doch immer wieder gewisse Schwierigkeiten bei den Terminierungen; kleine Terminversäumnisse hatten Stockungen im Ausstoss zur Folge. Zwar erlaubten die später vergrösserten Werkstätten in der Eigenfabrikation etwas weiter zu gehen, doch blieben die Platzverhältnisse in der Stadt prekär. Ein zweckmässiger Neubau wurde notwendig, als sich die Firma von den USA ganz emanzipierte und zu Eigenkonstruktionen übergang. Später wurde das Fabrikationsprogramm durch die Aufnahme der Erzeugung von Brennern für Gewerbe und Industrie sogar noch erweitert.

Da die Firma schon über zwei Jahrzehnte in Zürich ansässig war und sich in der ganzen Schweiz einen guten Namen erworben hatte, bestand vorerst die Absicht, in der Stadt ein geeignetes Industrieterrain zu erstehen. Alle Bemühungen blieben aber erfolglos, da nur ein Bau in die Fläche und nicht in die Höhe in Frage kam. Ausserdem musste auch an den grossen Werkverkehr gedacht werden, der heute in städtischen Verhältnissen stark in Rechnung gestellt sein will.

Nach langem, erfolglosem Suchen bot sich Gelegenheit, auf Dübendorfer Boden, in der sogenannten «Hoffnung», nahe der Stadtgrenze ein geeignetes Gelände zu erwerben, das allen Anforderungen entsprach.

Die Umsiedlung eines grösseren Unternehmens stellt allerhand Probleme, allein schon in bezug auf die zahlreichen Angestellten und Arbeiter. Mit Rücksicht auf die langen Anfahrwege wurde anlässlich des Umzuges mit der Einführung der durchgehenden Arbeitszeit bei freiem Samstag ein ersehntes Postulat der Arbeitnehmer verwirklicht. Gegenwärtig arbeiten das kaufmännische und technische Personal 44 Stunden und die Arbeiter kennen die 47-Stundenwoche.



Heute steht nun auf dem Gelände «In der Hoffnung» ein respektabler Gebäudekomplex, der mit dem modernsten Maschinenpark ausgestattet worden ist und dessen schmucker Bürotrakt an der Zürichstrasse dem Ganzen eine überaus freundliche Note verleiht. Gliederung und Aufteilung verraten auf den ersten Blick eine sinnvolle Planung seitens des Gründers der Firma, Herrn Ing. Oertli, aber auch ein verständnisvolles Einfühlen der Bauleitung, die in den Händen von Herrn Architekt Hans Michel in Zürich lag.

Im Bürogebäude ist die Anordnung so getroffen worden, dass die Geschäfte folgerichtig, ohne Ueberschneidung, die Büros durchlaufen. Auffallen wird dem Besucher die sehr umfangreiche Konstruktions- und Projektteilung. Der Entwicklung von neuen Konstruktionen und der Bearbeitung von Projekten misst die Geschäftsleitung grosse Bedeutung bei, um auch den vielen Auslandvertretungen die erforderliche technische Unterstützung leihen zu können.

Die Eigenfabrikation wurde stark gefördert. Mit Rücksicht auf den grossen Eigenbedarf an Armaturen wurde dem Betrieb eine grosszügig disponierte Armaturenabteilung angegliedert, die bereits einen bedeutenden Ausstoss an Sanitär-Armaturen aufweist. In der leistungsfähigen Galvanikabteilung wird nach den modernsten Verfahren vernickelt und verchromt.

Auch die Schlosserei verfügt über alle Einrichtungen, um dem umfangreichen Programm der Oelbrennerfabrikation für Zentralheizungen, Gewerbe und Industrie gerecht werden zu können. Die Vielfalt der Konstruktionen überrascht; wir finden da alles, vom kleinsten Zentralheizungs- bis zum grössten Industriebrenner. Da sind einmal die bekannten formvollendeten Vollautomaten für Zentralheizungen in allen Leistungsabstufungen, dann zwei Düsenbrenner für spezielle Fälle, Typen mit der Ausrüstung zur Verbrennung der schweren Oelqualitäten. Eine noch grössere Vielfalt finden wir auf dem Sektor der Industriebrenner: Vollautomaten, Halbautomaten und handregulierte Brenner, stufenweise oder stufenlos arbeitende Modelle. Diese Mannigfaltigkeit der Ausführungen zeugt dafür, dass die Firma bemüht ist, für alle vorkommenden Probleme die zweckentsprechendste Lösung anzustreben. Uebrigens

zeichnen sich diese vielen Industriebrenner durch höchste Formvollendung aus, was denn auch der Firma die beste Auszeichnung des Schweizerischen Werkbundes «Die gute Form» eingetragen hat.

Eindrücklich ist das grosse, übersichtliche Lager, wo man das beruhigende Gefühl gewinnt, dass hier für die Neuanlagen und den Unterhalt der vielen Installationen grosszügig vorgesorgt worden ist. An alles ist bei diesem Bau gedacht worden, bis zu den mustergültigen sanitären Einrichtungen; das Bürohaus ist vollklimatisiert.

Ein Wort muss aber noch über die Serviceabteilung gesagt werden, denn diese dürfte zweifellos in der Schweiz einzigartig sein. Vom Zentralbüro werden 33 eigene Servicestellen mit 80 Servicewagen gelenkt und betreut. Jeder Servicemann muss sich vorerst im Montagedienst bewährt haben, bevor ihm eine eigene Station anvertraut wird, muss sich doch die Geschäftsleitung auf ihn als umsichtigen Betreuer vieler Anlagen verlassen können.

So beherbergt denn heute die Gemeinde Dübendorf das bedeutendste schweizerische Unternehmen der Oelfeuerungsbranche und eine entwicklungsfähige Armaturenfabrik. Es war sicher klug von den Gemeindebehörden, dass sie bei dessen Ansiedlung die Wege ebneten half. Die Geschäftsleitung ihrerseits liess sich übrigens auch dahingehend vernehmen, dass sie in der Gemeinde bereits wohl beheimatet sei. H. M.

Abonnementspreis.

Bei der Expedition:	
Halbjährlich . . .	St. 2.20
Quartalsweise . . .	1.80
Durch die Postträger:	
Halbjährlich . . .	St. 4.—
Quartalsweise . . .	2.—
Durch die Post:	
Halbjährlich . . .	St. 4.20
Quartalsweise . . .	2.10
Einzelhefte . . .	1.20

Wochenblatt

des Bezirkes Uster

Einschlagsgebühren.

Für die einheftige Beilage	10 Gkt.
Bei Wiederholungen Rabatt	—
Reklamsätze 20 Gkt.	—
Schriftlichen Anzeigen	begleiten
mitten 10 Gkt. in Worten	beigefügt sein.
Verste und Gebete gratis.	—

Allgemeines Publikationsmittel sämtlicher Gemeinden des Bezirkes Uster

sowie der Nachbargemeinden Dietlikon, Niden, Schwamendingen und Bollstetten.

Erscheint Dienstag und Freitag Abend.

(Vorm. „Dübendorfer Nachrichten“.)

Druck und Verlag von Edlwe Göttinger-Gögl.

Vor 50 Jahren war im Lokalblatt zu lesen . . .

Samstag, 5. Januar 1907

Oerlikon—Dübendorf—Maur

Wie früher bereits gemeldet, ist in der Angelegenheit betreffend Verbindung der linksufrigen Greifensee- und Glattal-Gemeinden mit der Linie Schwamendingen—Oerlikon ein weiterer Schritt vorwärts getan worden, indem zwischen dem Initiativkomitee und der Direktion der Strassenbahn Zürich—Oerlikon—Seebach ein bezüglichlicher provisorischer Vertrag zustande gekommen ist. Nach demselben übernimmt die Gesellschaft den Bau und den Betrieb (Personen- und Gütertransport, fünf Züge täglich in jeder Richtung, der ca. 13,5 Kilometer langen Linie, teilweise Benützung der Strasse, teilweise eigenes Trace) gegen Bezahlung einer einmaligen Subvention und Uebernahme eines Obligationen-Anleihens von Seiten der Gemeinden. Der Vertrag würde sofort nach Genehmigung durch die interessierten Gemeinden sowie der Generalversammlung der Z.—O.—S. in Kraft treten. Am meisten bemüht sich die Gemeinde Maur um das Zustandekommen dieses schwebenden Projektes und hat sie zu diesem Zwecke bereits namhafte Summen in Aussicht gestellt.

Aber auch die unteren Gemeinden, Fällanden und Dübendorf, die nicht so sehr wie erstere vom Verkehr abgeschlossen sind, zeigen ein reges Interesse an der Verwirklichung der in Aussicht stehenden neuen Verkehrslinie; in Fällanden hat ja bereits vor längerer Zeit eine Versammlung stattgefunden, die sich sehr zugunsten der Vorlage äusserte. Für die vielen Arbeiter und Angestellten, die tagtäglich nach Oerlikon und Zürich fahren, bestünde ebenfalls ein grosser Vorteil an Zeit und Geld, erstens würde für die oberen Gemeinden der lange Weg zur Bahnstation Schwerzenbach oder Nänikon erspart und zweitens kämen wohl auch mit der Zeit die Abonnements wesentlich billiger zu stehen, als die der Bundesbahnen. Sehr in die Waagschale fällt auch der Umstand, dass alsdann der Zweigarm Oerlikon—Schwamendingen eine weit grössere Rendite abwerfen würde, als dies gegenwärtig der Fall ist.

Angesichts dieser für beide Kontrahenten bedeutenden Vorteile ist zu wünschen, dass die weiteren Unterhandlungen der Vertreter der verschiedenen Gemeinden ebenfalls

mit Erfolg gekrönt sein werden und das grosse Werk, das dem Bezirk Uster eine rosige Zukunft erschliessen würde, zur Wirklichkeit erstehen wird.

Samstag, 12. Januar 1907

Als Denkstein aus der «guten alten Zeit»

darf das baufällige Gebäude im Städtli bezeichnet werden, über das in diesen Tagen die Axt des Zimmermanns Gericht hielt, so dass augenblicklich nur noch wenige Ueberbleibsel von diesem altherwürdigen Hause zu sehen sind. An einem Balken, der an der hinteren Seite des Hauses angebracht war, ist in deutschen Ziffern die Jahreszahl 1563 eingegraben; nicht weit davon entfernt fanden sich verschiedene Zeichnungen, darunter ein Beil und andere Merkmale, an denen jedoch der Zahn der Zeit nicht spurlos vorübergegangen ist. Im Innern fanden wir die «urchige», aus dem Mittelalter stammende Wohnungseinteilung, als noch der «Ofechrutz» (die Verbindung der Wohnstube mit den oberen Schlafkammern) in der Mode war. In den Räumen des linken Flügels trat erst recht die Baufälligkeit zutage, indem die meisten Böden in der Mitte eine bedenkliche Wölbung nach unten zeigten, so dass sich einst eine Mietersfrau zu der Aeusserung verstieg: «Man sei nie sicher, ob man nicht am nächsten Morgen mitsamt dem Bett im Keller unten liege!» ... Auch das Revolutionsjahr 1798 ist an dem besagten Gebäude nicht spurlos vorübergegangen; so soll, wie uns von dritter Seite mitgeteilt wird, bei der vor etlichen Jahren stattgefundenen Renovation im Hause eine Kanonenkugel zum Vorschein gekommen sein, die vor einem Jahrhundert durch die Franzosen von den Höhen des Zürichbergs herübergesandt worden sein soll.

Mit dem Verschwinden dieses Hauses, das wohl eines der ältesten (wenn nicht das älteste?) in hiesiger Gemeinde gewesen, ist das Städtli auf einmal wie ausgestorben; doch wird die entstandene Lücke alsbald wieder ausgefüllt werden durch einen *neuen stolzen Bau der Konsumgenossenschaft*, der im Laufe dieses Jahres unter Dach kommen und dessen Wohnungen für unsere Lehrer bestimmt sind. Das bisherige Dorf-«Städtli» tritt mit dieser neuen Schöpfung einem städtischen «Städtli» um einen grossen Schritt näher.

Samstag, 2. Februar 1907

Der «Anzeiger von Uster» weiss zu berichten, dass in *Dübendorf* eine Kantonalbankfiliale errichtet werden soll. Auch ist Aussicht vorhanden, in hier einen Notariatssitz erstehen zu sehen, indem nach dem neuen Gesetzesentwurf die Gemeinden Fällanden, Schwerzenbach, Volketswil und Dübendorf einen Kreis für sich bilden sollen.

Samstag, 23. Februar 1907

Tram oder nicht Tram? Das ist jetzt bei uns die Frage. Nicht als ob die Diskussion hoch gehe, denn einerseits ist ein Tram für uns keine Lebensfrage, andererseits sind die uns zugemuteten Opfer so gering, dass niemand, auch die Opposition nicht, darüber unglücklich würde. Etwas mehr Leben ist erst damit gekommen, dass der Stadtrat Zürich urplötzlich von dem Bedürfnis überfallen worden sein soll, das städtische Tramnetz über's Klösterli bis an die Grenze von Dübendorf auszubauen.

Also, eine Lebensfrage ist das Tram nicht, aber es wird in nicht gar zu ferner Zeit zur Notwendigkeit werden. Unser Dorf ist in raschem Aufblühen begriffen; es reckt und streckt sich nach allen Seiten wie ein Junge, dem seine Hosen zu eng und zu kurz geworden sind; neue Industrien lassen sich bei uns nieder; der Verkehr am «Bahnhof» beweist, dass wir so zu sagen eine Vorstadt von Zürich und Oerlikon geworden sind. Das wird nun doch jeden Bürger freuen; warum denn nicht weiter helfen? Da weist man auf unsere Bahnverbindung hin, die genüge! Baut man denn anderwärts, wo man eine Bahn hat, kein Tram? Im Kanton Genf stolpert man bei jedem zehnten Schritte über Tramschienen; am Genfersee, im Limmat- und Rheintal läuft das Tram stundenweit neben der Bahnlinie her; warum sollte nicht auch die alte Heerstrasse Dübendorf—Schwamendingen—Zürich wieder einen Teil ihrer alten Bedeutung zurückerobern können?

Es ist ja zugegeben, dass das Klösterliprojekt bei oberflächlicher Betrachtung bestechender ist, aber es hängt noch so hoch in der Luft und würde so gewaltige Opfer erfordern, dass heute noch niemand im Ernste daran denkt, am wenigsten aber — die Stadt Zürich!

Mit unserem Beschluss vom Sonntag steht oder fällt das Projekt Schwamendingen—Maur; mit einer effektiven Leistung von zirka Fr. 22 000 verhelfen wir ihm zur Verwirklichung, einem benachbarten Landesteil zu der ersehnten Verbindung mit Zürich und uns selbst zu einem neuen Verkehrsmittel, über das sich männiglich freuen wird, wenn es einmal funktioniert.

Samstag, 23. Februar 1907

Morgen Sonntag sind unsere Stimmberechtigten zur ordentlichen Frühjahrsversammlung eingeladen. . . . Was nun Punkt 2 anbetrifft, so wäre es unseren oberen Nachbargemeinden von Herzen zu gönnen, wenn sie etwelche bessere Verkehrsverbindung bekämen, aber dass wir die heissen Kastanien mit unseren sauer erworbenen Steuerbätzen herausholen helfen sollen für einen Zweck, der uns in keiner Weise etwelchen Nutzen bringen kann, zu dem sind unsere Leute in der Mehrzahl nicht zu haben; wir können unsere finanzielle Kraft viel rentabler verwenden für Zwecke, welche der ganzen Gemeinde eminenten Vorteil bringen. Darum Stimmberechtigte, seid auf der Hut und studiert Nummer 4 der Traktanden, dann braucht man keine Sorge zu tragen, es wird schon recht kommen, es heisst auch da: «Hütet euch am Morgarten». Darum auf an die Versammlung.

(An jener Gemeindeversammlung nahmen nicht weniger als 257 (!) Stimmberechtigte teil. Mit 198 gegen 57 Stimmen wurde die Subventionierung der projektierten Strassenbahn Schwamendingen—Maur—Uessikon verweigert.)

Samstag, 31. August 1907

Die *Hebammenwahl* ging ganz flott vonstatten und wurden mit grossem Mehr die beiden Hebammen Frau Trüb und Fräulein Pfister gewählt. Nach Schluss der Versammlung liessen es sich die Frauen nicht nehmen, einige gemütliche Stunden im Gasthof zum «Adler» zu verleben. — Jedoch mussten auf dem Heimweg weder Grasbähre noch Leiterwagen in Funktion treten.

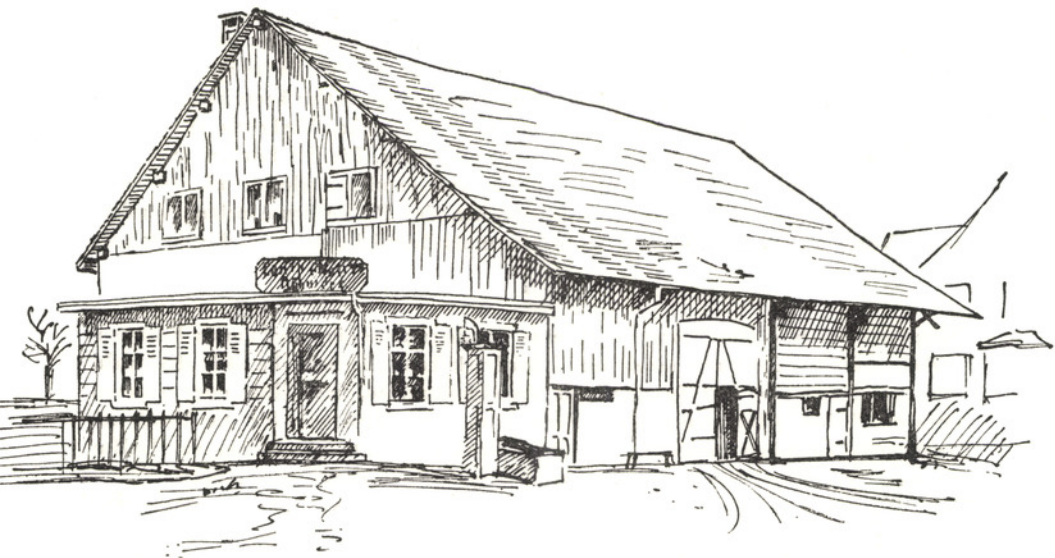
Mittwoch, 4. September 1907

Beim «neuen Quartier» ausserhalb des Bahnhofes rechts an der Strasse nach Wangen wurde von verschiedenen Landwirten Areal verkauft an eine Firma, die gedenkt, auf dortigem Platze unter Zuhülfenahme elektrischer Kraft (zirka 30 HP) ein Sägerei-geschäft einzurichten.

Mittwoch, 25. September 1907

Bericht über die Jahreshauptversammlung

... Die folgenden zwei Motionen nahmen wohl das Hauptinteresse für sich in Anspruch. Bei der ersteren handelte es sich um Uebernahme der sämtlichen Schiessanlagen auf Kosten der Gemeinde, deren Kosten sich nunmehr noch auf Fr. 6000.— belaufen. Im Namen der Gesuchsteller (Schützen-, Militär- und Kavallerieverein) begründete als erster Sachkenner Herr M. Schelling die eingereichte Motion, klar die schwerwiegenden Gründe auseinanderlegend, die diesen Schritt als notwendig erachten liessen. Herr A. Bantli-Weber referierte ebenfalls in warmen Worten zugunsten der Motion, sowie auch der Referent des Gemeinderates, Herr Dr. Corti. Ohne Gegenantrag wurde sodann einstimmig beschlossen, die ganze Schiessanlage mit 1908 auf Rechnung der Gemeinde zu übernehmen ...



Der erste 1907 abgebrochene Verkaufsladen der Konsumgenossenschaft Dübendorf.

Wie sehr man bei den Bundesbahnen immer wieder finanzielle Erwägungen vorbringt, zeigt das Beispiel der Sicherung der Bahnübergänge im Gfenn, wo lediglich akustische Signalanlagen vorhanden sind. Ein Automobilist, der nachts von Hermikon nach dem Gfenn fährt, muss geradezu wissen, dass er einen unbewachten Bahnübergang zu passieren hat. Will er nichts riskieren, so tut er gut, vor der Bahnlinie unter allen Umständen anzuhalten und die Wagentüre zu öffnen, um festzustellen, ob ein Zug naht. Bei Tag, wenn die Düsenjäger starten, sind die Verhältnisse nicht anders. Aber wie viele Automobilisten befahren diese Strecke, die über die Gefährlichkeit dieser Stelle gar nicht im Bilde sind? Der Gemeinderat fühlte sich verpflichtet, die SBB auf diesen unhaltbaren Zustand aufmerksam zu machen. Vieles, was im Zeitalter des Pferdefuhrwerkes noch geduldet werden konnte, muss heute als ungenügend und überholt gelten. Und die Antwort? Die Bundesbahnen hätten kein Geld. Es sei zu teuer, auch noch eine gut funktionierende Blinklichtanlage zu erstellen. Wissen die massgebenden Instanzen, welche Verantwortung sie mit diesem abschlägigen Bescheid übernommen haben?

*

Ein Beispiel, wie man sich neuen Verhältnissen anpassen kann, zeigten unsere Schulbehörden. Anstatt den Schülern lediglich einen rein theoretischen Verkehrsunterricht zu geben, willigten sie zur Bildung von Schülerverkehrspatrouillen ein. Die Schüler übernehmen selbständig eine Aufgabe. Sie lernen schon früh, eine kleine Verantwortung zu tragen. Sie sind stolz darauf und machen darum ihre Sache recht. Welcher Schüler nimmt sich nicht ernst, wenn er einem Kamerädelein helfen kann, beispielsweise die stark befahrene Usterstrasse zu überqueren. Diese Art Verkehrserziehung ist äusserst praktisch und darum hoffentlich recht nachhaltig. Die Erfahrungen sind auch bei uns gut. Manchmal hat man den Eindruck, dass es nichts schaden könnte, wenn auch die Erwachsenen vermehrt auf die Zeichen der Patrouilleure achten würden. (Im Klammern gesagt: Geben wir den Schülern ein Beispiel guter Verkehrsdisziplin!)

*

Jüngst sah ich in einem Photogeschäft eine Touristenkarte eines bekannten Fremdenverkehrsgebietes, die einen speziellen Ueberdruck hatte. Es handelte sich aber nicht etwa um Signaturen von Spazierwegen, Aussichtspunkten, Sessellifts oder anderen unvermeidlichen Attraktionen eines Ferienortes. Die Karte war für die Hand des Amateurphotographen bestimmt. Rot eingezeichnete Punkte gaben ihm die Stellen an, wo er «dankbare Sujets» finden kann, um seine Photokünste zu erproben. Der VVD hat nicht die Absicht, noch vor Ablauf des Photowettbewerbes eine solche Karte für Dübendorf und Umgebung herauszubringen. Das selbständige Suchen der Motive soll ja gerade der Anreiz zum Photographieren sein.

*

Glücklicherweise liegt das idyllische Krutzelried etwas abseits der Heerstrasse. Hauptsächlich wird es darum nur von wirklichen Naturfreunden betreten. Im August erhielt dieses Naturschutzreservat ausnahmsweise einen grösseren Besuch. Gegen fünfzig Quartärbotaniker aus fünfzehn Staaten der Alten und der Neuen Welt, die auf Schweizerboden zu einer internationalen Tagung zusammengekommen waren, liessen es sich nicht nehmen, dem Krutzelried, das als klassische Fundstätte der fossilen Dryasflora in der Schweiz historische Bedeutung erlangte, die schuldige Visite abzustatten. Im Krutzelried, wo der Linthgletscher im zweiten Rückzugsstadium einen Moränenwall hinterlassen hatte, grub der Schwede Nathorst im Jahre 1872 bis auf die Tiefe des Gletscherlehms und fand wohlerhaltene Blätter von Pflanzenarten des hohen Nordens, der Hochalpen und der Hochmoore, so von kriechenden Weiden, der Dryade und der Zwergbirke. Wenige Jahre zuvor hatte er in Südschweden, innerhalb der Moränen der nordeuropäischen Vereisung ebenfalls arktische Pflanzenreste ausgegraben. Der Vergleich erlaubte herauszufinden, in welcher Periode die im Krutzelried ausgegrabenen Ablagerungen entstanden sind: Damals war die Flora unserer Gegend ungefähr gleich derjenigen, wie wir sie an den heutigen Gletscherenden vorfinden.

*

Wenn wir vom Krutzelried sprechen, so geziemt es sich, dass wir ehrend des in diesem Jahre verstorbenen Zürcher Professors A. U. Däniker gedenken. Er war es, der den Dübendorfer Vorschlag, das Krutzelried unter Naturschutz zu stellen, sofort warm unterstützte. Sein wissenschaftliches Gutachten vermochte den Schweizerischen Bund für Naturschutz zu überzeugen. Ein Jahr nach dem käuflichen Erwerb dieses Reservates stellte er sich dem VVD persönlich für eine Exkursion zur Verfügung. — Der Verstorbene wurde 1932 Direktor des Zürcher Botanischen Gartens und Museums und 1939 wurde ihm die ordentliche Professur für systematische Botanik anvertraut. Neben der Facharbeit wandte sich der Gelehrte mit besonderer Liebe den Problemen des Naturschutzes und des Heimatschutzes zu, die in ihm einen Förderer und Kenner von Rang fanden.

D A S K L O S T E R G F E N N B L E I B T E R H A L T E N

Der Gemeinderat, insbesondere Gemeindepräsident Hans Gossweiler, und der Verkehrs- und Verschönerungsverein waren sich stets bewusst, dass es gleichsam eine kulturelle Verpflichtung ist, die ehemalige Klosterkirche Gfenn für uns und für spätere Generationen zu erhalten. Die Gemeindeversammlung vom 29. Oktober 1956 hat nun den ersten entscheidenden Schritt getan, indem einem Vertrag über den Kauf der Liegenschaft zum Preise von rund Fr. 65 000.— zugestimmt wurde. In einer Zeit, wo die Technik mit riesigen Werken aus Stahl und Beton zu triumphieren scheint, ist es besonders dankenswert, dass die Behörde und die Stimmberechtigten

ein solches Verständnis aufbrachten. Viele Freunde des Heimatschutzes im ganzen Kanton Zürich nahmen diesen Beschluss mit grosser Genugtuung auf, denn das altersgraue Gebäude mit seinen Treppengiebeln ist als mittelalterliches Baudenkmal trotz den erst in jüngster Zeit erlittenen Brandschäden durchaus erhaltenswert.

Obschon die Anfänge noch nicht ganz erforscht sind, kann angenommen werden, dass Gfenn als Ordenshaus der Lazariter zu Beginn des 13. Jahrhunderts gestiftet wurde. Die Brüder machten es sich zur Aufgabe, besonders die Aussätzigen zu pflegen, die in den übrigen Spitälern keine Aufnahme fanden. In der Mitte des 14. Jahrhunderts wurde der ursprüngliche Konvent von Männern durch Schwestern abgelöst. Die reichen Schenkungen und die Blüte des Klosters mögen der Hauptgrund gewesen sein, dass sich im Klosterleben zu Beginn des 15. Jahrhunderts Unordnung und Missstände einschlichen. Auf Anordnung des Generalkomturs hatten die Nonnen einen älteren Priester zum Komtur zu wählen. Besonders Johannes Schwarber gelang es, das Ansehen des Klosters wieder zu heben und die Wirtschaftlichkeit des durch Schenkungen und Käufe immer grösser gewordenen Grundbesitzes zu heben. Im alten Zürichkrieg, während der Belagerung von Greifensee, steckten die Schwyzer auf einem ihrer Streifzüge die Kirche in Brand. Die Zerstörungen wurden wieder behoben, und zur Zeit Waldmanns dachte man sogar an einen Umbau. Da die Kosten die finanziellen Möglichkeiten des Stiftes überschritten, bewilligte der Rat von Zürich einen «Bettelbrief», der eine Geldsammlung in der Stadt erlaubte. Es scheint indessen allzu bekannt gewesen zu sein, dass der alte Geist des Hauses verschwunden war, denn die Gelder flossen so spärlich, dass an einen Bau nicht zu denken war. Anlässlich der Reformation gingen die Güter ohne Widerstände in die Verwaltung des Pfrundhauses zur Spanweid über, und dieses verkaufte zwei Jahre später das eigentliche Klostergebäude an den damaligen Landvogt von Greifensee. Der eigentliche Zweckbau, das Komturhaus, wurde leider 1828 abgerissen, so dass heute nur noch die ehemalige Kapelle sichtbar ist, die gegenwärtig für Wohnzwecke benützt wird.

Fachmännische Gedanken über die Restaurierung

Ein Interview mit Kantonsrat Hansheinrich Reimann, Architekt ETH und Obmann der Zürcherischen Vereinigung für Heimatschutz

Herr Reimann, Sie haben vom Gemeinderat Dübendorf den schönen Auftrag erhalten, ein Vorprojekt für die Restaurierung der ehemaligen Klosterkirche Gfenn auszuarbeiten. Vorerst einmal, kann die Kirche in ihrem heutigen baulichen Zustand überhaupt noch sinngemäss restauriert werden?

Der Orden des heiligen Lazarus, der sich im Mittelalter der Aussätzigen in fürsorglicher Pflege annahm, hatte in der Schweiz zwei Niederlassungen: Seedorf im Lande Uri und Gfenn im Zürichbiet. Irrtümlich wird in älteren Quellen auch Schlatt genannt; es handelt sich indessen nicht um das zürcherische Schlatt, sondern um den gleichnamigen Ort bei Bad Krotzingen im Breisgau. Seedorf — aber auch Schlatt — sind durch Neubauten derart verändert worden, dass kaum Rückschlüsse auf den ursprünglichen Bestand der Häuser möglich sind. Gfenn dagegen zeigt die Gestalt seiner

Kirche trotz aller Profanierung noch klar und deutlich; sie ist ein Kunstdenkmal, das uns Leben, Kultur und Kunst eines bestimmten Abschnittes der Geschichte unseres Landes zeigt.

Das in seinem Aeussern ähnlich gebaute Konventhaus brannte 1828 aus und wurde in der Folge teilweise abgebrochen; es bestehen jedoch noch wesentliche Partien der nordwestlichen Giebelfassade sowie der an sie anschliessenden Trauffassaden; die Grundmauern sind vollumfänglich erhalten. Eine Rekonstruktion kommt indessen nicht in Frage. Die Kirche dagegen wird restauriert werden können, weil ihr heutiger baulicher Bestand verlässliche Rückschlüsse auf die ursprüngliche Konzeption erlaubt. Dem Zweck des Ordens entsprechend, sind dessen Häuser abseits der Dörfer gestellt und einfach gebaut worden, ohne Prunk und äusseren Schein, da sie keinem Repräsentationsbedürfnis entsprechen mussten.

Was werden die Grundlagen für Ihre Arbeit sein?

Die wichtigste Grundlage ist der heutige Bestand. Helfend sind Beschreibungen und Bilder. Analogien finden sich — wie im Falle von Seedorf und Schlatt (Breisgau) bereits erwähnt — keine. Bilder und Beschreibungen liegen lediglich aus der Mitte des 19. Jahrhunderts vor. Zwar waren damals schon dreihundert Jahre vergangen, seit die Lazariter Gfenn verlassen hatten, doch geben diese alten Stiche und Aquarelle einen wertvollen Einblick in den alten Baubestand und sind so eine zweckmässige Hilfe bei den Wiederherstellungsarbeiten.

Ein allgemein gültiges Rezept für eine Restaurierung gibt es nicht. Man muss buchstäblich «die Sache an sich herankommen lassen» und dann entscheiden, und zwar nicht im Büro, sondern auf dem Platze. Der ausführende Architekt hat sein persönliches Wollen und seine künstlerischen Absichten absolut und unbedingt hinten zu stellen: das Kunstdenkmal selbst muss «reden», es diktiert gleichsam, was zu tun und zu lassen ist. Nach der Vollendung der Arbeit muss das Lazariterhaus im Gfenn den Geist seiner Entstehungszeit und des seinerzeitigen Lebens ausstrahlen. So erlangt es in seiner näheren und weiteren Umgebung wieder die Wirkung, die ihm als Bauwerk einstmals zukam, und wird uns wertvoll als Baudenkmal eigenster Prägung.

Haben Sie jetzt schon einen Ueberblick über spezielle Aufgaben, die sich Ihnen stellen werden?

Vorerst und vor allem: Entfernen aller profanen Einbauten und baukünstlerisch wertlosen späteren Zutaten. Aufbau der seitlichen Fassadenmauern zu ursprünglicher Höhe, Neubau des Dachstuhls im einstigen Neigungswinkel, der steiler war als beim jetzigen, teilweise abgebrannten Dach. Das Scheunentor wird dem ehemaligen durch einen Spitzbogen ausgezeichneten Eingangsportal weichen müssen. Die Fenster — teils rundbogig, teils spitzbogig — weisen Gewände aus Tuffstein auf; sie sind freizulegen, gegebenenfalls zu ergänzen, wobei zu entscheiden sein wird, ob durchwegs dem älteren Rundbogen gegenüber dem jüngeren Spitzbogen der Vorzug zu geben ist. Vorhanden sind die Gewände des Zuganges (über eine Aussentreppe) zur Emporkirche und des Durchganges (über eine Galerie) zum Konventhaus. Diese Hinweise auf die ursprüngliche bauliche Situation verpflichten zur Rekonstruktion. Die Empore selbst — bezeugt

durch Balkenköpfe — ist einzubauen. Abzuklären ist die Frage, ob die beiden Treppengiebel — obwohl spätere Zutat — zu bewahren oder abzutragen sind. Bezeugt ist ferner ein Türmchen auf dem Chor. Offensichtlich war es kein kleines, denn es soll mehrere Glocken getragen haben, was durch die Glockenseillöcher in der Chordecke belegt ist. Obwohl keine bildlichen Darstellungen erhalten sind, wird es — in diesem Fall an Analogien anlehnend — neu erstellt werden müssen. Das Chor war vom Kirchenschiff durch einen spitzbogigen Chorbogen getrennt; das Schiff war flach, das Chor — wie erhalten — durch ein Kreuzgewölbe gedeckt.

Dies sind einige zum voraus erfassbare Probleme. Glauben Sie, dass die Bauuntersuchung weitere Aufschlüsse geben wird?

Man hofft — wenn auch ohne grosse Illusionen — auf die Freilegung von Wandmalereien. Ausgrabungen dürften meines Erachtens kaum zu Entdeckungen führen, denn die Kirche wurde in einem Guss erstellt und später — zumindest in ihrem Umfang — nicht mehr verändert. Immerhin, man kann nie wissen! Das ist ja der geheimnisvolle Reiz einer Restaurierung eines derartigen Baudenkmals.

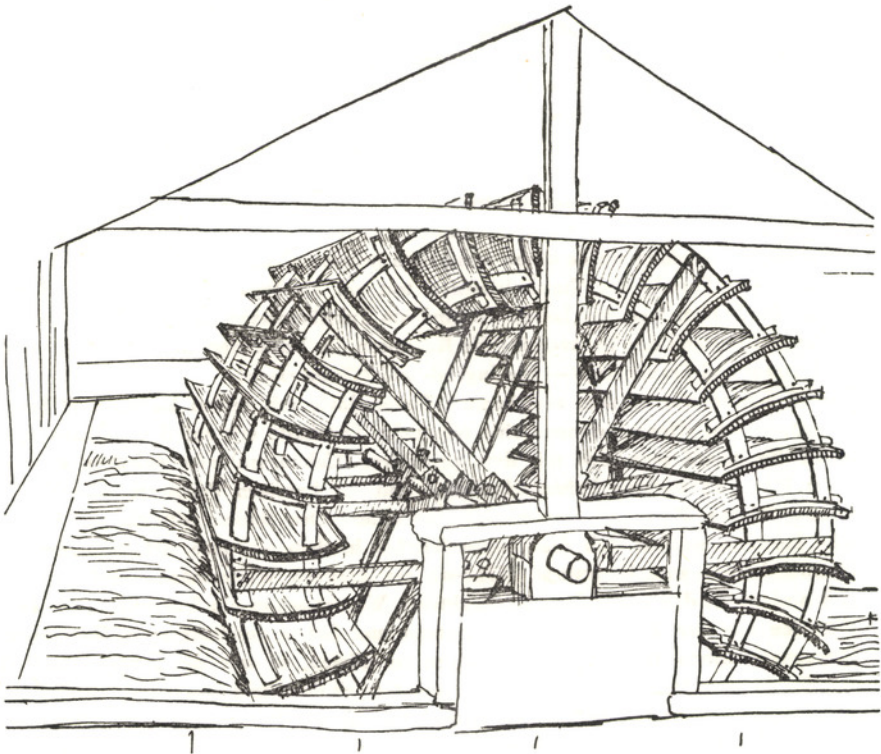
Sie sind nach Ihren bisherigen Studien der Auffassung, dass sich die Aufwendungen lohnen werden?

Ganz bestimmt. Die Erneuerung des der Gemeinde Dübendorf gehörenden Lazariterhauses Gfenn ist eine Aufgabe, die verpflichtet. Es ist der einzige Zeuge der Liebestätigkeit eines Ordens, der, dank besserer sanitärer Zustände, seiner Aufgabe entfremdete und Mitte des 16. Jahrhunderts gleichsam im Nichtstun degenerierte. Es ist ein Baudenkmal der zürcherischen Landschaft, das inskünftig Einmaligkeit beanspruchen darf. Es ehrt seinen Eigentümer, die Gemeinde, und es auferlegt dem mit der Erneuerung beauftragten Architekten die vornehme und überaus dankbare Aufgabe, in diskretem Dienen und Nachempfinden mittelalterlicher Bauweise eine — um mit Prof. Linus Birchler zu reden — Restaurierung vorzunehmen, «die man hernach gar nicht bemerkt».

U N B E K A N N T E S D Ü B E N D O R F

Bald 600 Jahre sind es her, dass Hermann von Landenberg im Schloss Greifensee die obere und die untere Mühle dem Kloster Gfenn verkaufte. Ganze Dynastien von Müllern haben in dieser Zeit den Dübendorfern das tägliche Brot aus dem sorgsam gebauten Korn gemahlen. Die ersten hiessen wirklich noch Müller, später folgten auf der Obermühle die Stutz, Gossweiler, Wuhrmann und Bär. Das heutige Gebäude ist wohl etwa das dritte, und das Mühlerad selbst ist zweifellos noch weit öfters ersetzt worden, aber das Gewerbe hat sich zäh an seinem angestammten Platz erhalten. In früheren Zeiten hatte das Wasserrad neben «vier Mahlhüffen» (einzelnen «Mahlgängen») auch noch eine Säge, eine Relle, eine Stampfe und einen «Blüwel» zu treiben. (Relle: zur Entfernung der Spreue; Stampfe: für Kalk und Knochen;

Bleuel: zur Zerquetschung von Oelsaaten). Wohl als letztes seiner Art an der Glatt leistet es, versteckt in einem unscheinbaren Schopf zwischen Haus und Fluss, heute wie vor Jahrhunderten seine 20—24 PS. Ruhig strömt das Wasser des Kanals unter den breiten Schaufeln des unterschächtigen Rades durch und treibt sie auf einer Fallhöhe von etwa einem Meter. Während an Bächen mit grossem Gefälle, aber geringer Wassermenge überschächtige, oft sehr hohe Wasserräder gebaut wurden, die Gefällsstufen von mehreren Metern ausnützen konnten, sind die unterschächtigen Räder mehr in die Breite entwickelt und damit der grossen Wassermenge von Flüssen mit geringem Gefälle angepasst: unser Rad ist etwa drei Meter breit und vier Meter hoch. Und ist es auch nicht mehr Brotfrucht, was heute mit seiner Kraft gemahlen wird, so bringt es doch ins moderne Wirtschaftsgefüge unserer Gemeinde eine letzte, bescheidene Spur von Romantik.



Ein Dutzend junger, wagemutiger Männer gründete am elften des Brachmonates 1882 den Turnverein Dübendorf. Der Initiant, Kunstmaler Emil Müller, gleichzeitig ein guter Kunstturner, wurde zum Präsidenten und Oberturner ernannt. Dieser ideenreiche Führer verstand es, dem aufs Wasser gesetzten Vereinsschiffchen den richtigen Kurs zu verleihen. Heute noch dorfertraute Geschlechtsnamen, wie der Bäggli, Gossweiler, Güttinger, Müller, Pfister oder Weber, zierten in Gemeinschaft mit den seltener gewordenen der Metzger, Rüedi und Uhl das Gründungsmitgliederverzeichnis. Im Rückblick auf die Vereinsgeschichte zeichnet sich das erste Vierteljahrhundert durch zähe Klein- und Aufbauarbeit ab, die ihren Rückhalt im Anschluss an den Glatt- und Limmattalverband findet. Das zweite Drittel zeugt von straffer turnerischer Tätigkeit und innerer Konsolidierung. Trotz der Schatten, die sich durch die Grenzbesetzungszeit auf jede Vereinstätigkeit legten, entsprossen dem gesunden Stamme neue Wurzeln. Am 28. Oktober 1922 bildeten sich die Männer-, am 9. Februar 1927 die Damen- und am 25. April 1930 die Jugendriege. In seinem dritten Lebensabschnitte erblickte der Turnverein die wichtigste Aufgabe im Ausbau der Uebungsgelände und Gerätschaften. Er durfte dabei auf eine turnfreundliche Gemeinde bauen. Bis zu Beginn des zweiten Weltkrieges zählte die Turnerschar rund siebzig Mann. Die lang andauernde zweite Grenzbesetzungszeit nagte leider merklich am Mitgliederbestande. Zudem zogen immer mehr anderweitige sportliche Organisationen die jungen Kräfte in ihren Bann. Wahrlich, die an Einwohnern gegenüber dem Gründungsjahre vierfach gewachsene Gemeinde würde einen wesentlich grösseren Aktivmitgliederbestand rechtfertigen. Zur Freude der Turnbeflissenen trat am 12. Juni 1950 ein letzter Seitenzweig, die Frauenriege, ins Leben. So sind am Jubiläumstage zum Gedenken an den 75jährigen Bestand des Turnvereins die Kammern des behäbigen Hauses wohl besetzt: hie Damen- und Frauenriege — hie Jugend- und Männerriege!

Vor 75 Jahren war es dem verträumten Bauerndorfe mit seinen knapp 2500 Seelen versagt, seinem «Neugeborenen» eine schmucke Turnhalle mit auf den Lebensweg zu geben. So behalf man sich mit dem primitiven Uebungsgelände zwischen dem im Jahre 1866 eingeweihten Primarschulhause und der heutigen Papeterie Schoch. Hier wurden Barren, Reck und Stembalken installiert. Den Boden mitunter mit Gerberlohe bestreut, stellten sich die jungen Könige in dem auf ihre Art improvisierten «Schwingkeller» zum Hosenlupf. Während der strengen Wintermonate verkroch man sich alsdann in den nahegelegenen Hechtsaal. War es schon ein Vergnügen, im Jahre 1922 den von der Baufirma Marco Bonomo und Söhne geschenkwiese überlassenen Flugzeugschuppen als Turnschopf belegen zu dürfen, so war die Freude ungeteilt, als die in den Jahren 1927 und 1935 aus Gemeindemitteln erstellten, lichten und geräumigen Turnhallen und der im Jahre 1933 von den Steuerzahlern erworbene und 1949 erweiterte Spiel- und Sportplatz Zelgli der Jugend und der Turnerschar zur Benützung anvertraut wurden.

Schillernde Steine im buntfarbigen Mosaik unserer Turngeschichte sind die Fahnen-

weihen der Jahre 1891, 1906 und 1957 sowie die Jubiläen zum Abschluss der Vierteljahrhundertwende. Durch Missgeschick war das erste Banner der Desinfektion des Vereinslokals im Pockenjahr 1905 zum Opfer gefallen. Als Höhepunkt dürfen die in den Jahren 1892, 1904 und 1933 organisierten Turnfeste des Glatt- und Limmattalverbandes angesprochen werden sowie der im Jahre 1947 in Dübendorf glücklich verlaufene kantonale Ringertag. Die vielen Musik-, Sängers-, Schützen- und Turnvereine, die in jedem Dorfe beheimatet sind, streben als Träger nationalen Brauchtums nach Einigkeit und Zusammenhalt. Höhepunkte bilden jeweils die Feste. So finden sich auch in der langen Vereinsgeschichte 11 eidgenössische, 12 kantonale, 26 Glatt- und Limmattal- und 23 übrige Anlässe. Die unbestritten glänzendste Bewährungsprobe bestand die Sektion im Jahre 1932 am Eidg. Turnfest in Aarau; ein ausgezeichnete zweiter Rang in der fünften Kategorie war die Krönung intensiver Vorarbeit.

Der knapp bemessene Raum gestattet es nicht, besondere Begebenheiten eingehend zu würdigen oder auf einzelne verdiente Persönlichkeiten näher einzutreten. Immerhin sei erwähnt, dass die Ehrenliste 15 verstorbene und 24 noch unter unserer Generation weilende Ehrenmitglieder aufweist. Sodann haben insgesamt 24 Präsidenten und 15 Oberturner dem heutigen Jubilare zu Diensten gestanden.

Vom alten römischen Satyrker Juvenal stammt das geflügelte Wort «Mens sana — in corpore sano». In dieser weisen Erkenntnis erblickt das gesamtschweizerische Turnerheer seinen Beitrag zur körperlichen Ertüchtigung, zur Volkerziehung und zur Wehrbereitschaft. Wo dieses Streben erlahmt, zerfällt das Volk und mit ihm der Staat. Der Turnverein hat das letzte Viertel zur Vollendung des Zentenariums bereits angetreten. Er dankt seiner Gemeinde, deren Behörden und der ganzen Dorfgemeinschaft für die ihm stets widerfahrne Anteilnahme und Unterstützung. Der Appell an die junge Generation, an die Eltern unserer gesunden Jugend, ihn getreulich der Turner-Devise «Frisch, fromm, fröhlich, frei» in seinen Bestrebungen tatkräftig zu unterstützen, möge in unserer stattlichen Gemeinde auf fruchtbaren Boden fallen! Die Anker sind gelichtet, die Segel gehisst zur freien Fahrt in bewährter Turnertradition.

TVD, O. Aeberli

D Ü B E N D O R F — D I E J Ü N G S T E » S C H W E I Z E R S T A D T «

Am 14. März 1957 wurde dem jungen Ehepaar Werner Wegmann im Falmen eine Tochter Suzanne geschenkt. Der Zivilstandsbeamte konnte in der Folge diese junge Erdenbürgerin als 10 000. Einwohner unserer Gemeinde registrieren. Dieses an sich familiäre Ereignis darf darum auch in der Dorfchronik gebührend vermerkt werden. Der Statistiker spricht ja bei Gemeinwesen von 10 000 und mehr Einwohnern bereits von «Städten». Diese Tatsache soll uns aber auch erneut daran erinnern, dass sich die Aufgaben einer rasch wachsenden Gemeinde nicht nur auf die Erstellung neuer

Schulhäuser, die Erweiterung des Strassennetzes und die Verwirklichung anderer kommunaler Bauten erstrecken, sondern dass auch mannigfaltige Anstrengungen gemacht werden müssen, um ein richtiges Gemeinschaftsleben wachzuhalten. Glücklicherweise ist diesen Aspekten in den letzten Jahren eine besondere Beachtung geschenkt worden, so dass gute Traditionen weitergeführt werden können.

Im Jahre 1910, als das erste Flugmeeting eine neue Aera in der Geschichte unseres Dorfes einleitete, zählte Dübendorf erst gute 3000 Einwohner. Seither hat sich also die Bevölkerung mehr als verdreifacht. Lange Zeit war es der ständige Ausbau des Flugwesens, der das Wachstum des Dorfes beeinflusste. In den letzten Jahren war es vermehrt auch noch die «Stadtflucht», die die Einwohnerzahl des Vorortes Dübendorf rasch ansteigen liess. Auch haben sich ja verschiedene neue Industrien angesiedelt. Die zunehmende Verknappung des Baugrundes in der benachbarten Grosstadt lässt erwarten, dass diese Entwicklung weitergehen wird.

N A C H R U F E

Arnold Egli, 1874—1957

Am 9. Januar wurde Arnold Egli im hohen Alter von 83 Jahren von dieser Welt abberufen. Der Verstorbene verlebte seine Jugendzeit in der Zürcher Oberländer Gemeinde Wald. Nach einer Lehre in einer Seidenfabrik in Wetzikon erweiterte der junge, strebsame Mann seine Fachkenntnisse im Ausland, so dass er über ein gutes kaufmännisches Rüstzeug verfügte, als er in die Nähseidenfabrik Zwicky & Co., im Neugut, eintrat. Um die gedeihliche Weiterentwicklung dieses alteingesessenen Unternehmens hatte er sich sehr verdient gemacht. Er befasste sich speziell auch mit der Förderung des Exportgeschäftes und weilte wiederholt im Ausland. Arbeiter und Angestellte verehrten ihn als tüchtigen Chef, aber auch als konzilianter, wohlwollenden Menschen. Arnold Egli war ein Schaffer. Auch in den Jahren des Alters, wo andere sich ein geruhsameres Leben einzurichten beginnen, pflegte er für seine Firma noch tätig zu sein.

Daneben war der Verstorbene ein äusserst pflichtbewusster Staatsbürger. Schon 1925 wirkte er in der damaligen Zivilvorsteherschaft mit und als er 1925 in den Gemeinderat berufen wurde, übernahm er die Aufgabe eines Finanzvorstandes. Für eine wirklich bescheidene Entschädigung besorgte er jahrelang in selbstloser und gewissenhafter Weise die gesamte Gemeindegutsverwaltung. Von Hand machte er in unzähligen Feierabendstunden die nötigen Buchungen und Zahlungsanweisungen. Wenn er jemals mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern ins Theater ging, so bedeutete das ein stundenlanges Nacharbeiten am nächsten Sonntag. Im Jahre 1945, nach dem plötzlichen Tode von Oskar Trachsler, wählten die Stimmberechtigten den bisherigen Vizepräsidenten des Gemeinderates zum Gemeindepräsidenten. Er war bereits 70jährig, als er für den Rest der Amtsperiode die Würde dieses verantwortungsvollen Amtes übernahm, das er umsichtig zu verwalten wusste. In ihrem Nachruf widmete die

Behörde dem geschätzten Verstorbenen u. a. folgenden Satz: «In seiner behördlichen Tätigkeit zeigte sich der Verstorbene nie als einseitiger Dogmatiker. Stets mit gesundem Sinne hatte er die Aufgaben der Gemeinde und deren Grenzen erkannt und sie dort, wo er die Belange an massgebender Stelle zu betreuen hatte, zugleich mit unbeeinträchtiger Konsequenz und mit verständnisvoller Toleranz zu fördern gesucht.»
tr.

Ernst Hotz, 1897—1957

Am 19. Februar verschied nach längerem Leiden Bäckermeister Ernst Hotz, ein geschätzter Dorfgenosse, der mit seiner leutseligen Art viele als Freunde gewinnen konnte. Das von seinem Vater übernommene Bäckereigeschäft im Oberdorf entwickelte sich dank seiner Schaffenskraft und seiner beruflichen Tüchtigkeit weiter. Während Jahrzehnten fuhr er tagtäglich mit seinem Pferdefuhrwerk durch die Strassen des Dorfes, überall freundliche Worte wechselnd. Seine Angehörigen waren ihm in seinem Familienbetrieb eine wertvolle Stütze und er freute sich sehr, dass sich sein Sohn Ernst ebenfalls zum Bäcker und Konditor ausbilden liess, um die Tradition der Familie weiter zu führen. Ein kürzlich durchgeführter Ladenumbau schuf dazu auch äusserlich beste Voraussetzungen.

Schon als achtzehnjähriger Jüngling trat Ernst Hotz den Reihen des Männerchors «Eintracht» bei und mehr als 40 Jahre hielt er diesem Verein als aktiver Sänger die Treue. Mit guten Gründen wurde er darum 1955 zum Ehrenmitglied ernannt. Auch dem Schützenverein stellte er sich früher gerne zur Verfügung. Weite Kreise werden Ernst Hotz darum ein treues Andenken bewahren.
mtd.

Walter Lischer, 1894—1957

Eine grosse Trauergemeinde begleitete am 2. Juli 1957 Walter Lischer zu seiner letzten Ruhestätte. Der Tod hatte ihn in der Frühe des 30. Juni von langem, schwerem Leiden erlöst, das er mit beispielhafter Tapferkeit ertragen hatte. Vor 15 Jahren hatte er sich einer schweren Operation unterziehen müssen und seither nie mehr ganz erholt.

Walter Lischer hatte seine Eltern nicht gekannt. Nach ihrem frühen Tode wurde der Dreijährige einer alten Frau in Obhut gegeben und von der zweiten Klasse bis nach seiner Konfirmation war er Verdingbub bei einer grossen Bauernfamilie im Solothurnischen. Hier gab es für ihn wohl viel Arbeit, doch wurde er wie ein eigenes Kind gehalten. Als Jüngling versuchte er sein Glück als Knecht bei einem Grossbauern. Später wurde er Camionneur bei einer Fuhrhalterei in Baden. Wieder Knecht auf einem Gutsbetrieb, machte er Bekanntschaft mit dem Auto seines Herrn. Sein Entschluss war gefasst: Er wollte Chauffeur werden. So absolvierte er die Chauffeurschule. Bei einem Apotheker in Wetzikon betätigte er sich dann als Knecht und Herrschaftschauffeur. Hier betrieb er später zusammen mit einem Kompagnon ein Transportgeschäft.

Bald nach seiner Heirat gründete er 1924 im Gfenn sein eigenes Geschäft, das er aus bescheidenen Anfängen zu einem blühenden Unternehmen emporzarbeiten verstand. In seiner Gattin, die ihm zwei Töchter und einen Sohn schenkte, hatte er eine

tüchtige Hilfe. 1956 übergab er das Geschäft seinem Sohn. Während seiner letzten zwei Lebensjahre lernte ihn die Primarschulpflege als besonnenen, charakterstarken Mitarbeiter kennen.

Hermann Pantli, 1888—1957

Mit Landwirt und alt Schulpfleger Hermann Pantli im Gfenn ist ein Mann eigener Prägung dahingegangen, der in der Gemeinde und in der weiteren Umgebung grosse Achtung genoss. Zeitlebens war er ein treuer Sohn der Scholle, der vor allem auch um die ethischen Seiten des Bauerntums wusste. Der Kontakt mit den Mitmenschen war ihm ein Bedürfnis. Wie mancher hielt im Gfenn an, um mit ihm ein paar Worte zu plaudern. Hermann Pantli besass eine natürliche künstlerische Begabung. In seiner Jugend wäre er sogar gerne Maler geworden. Aber auch als Autodidakt brachte er es zu bewundernswerten Fähigkeiten. Oftmals sah man ihn sonntags im Krutzelried ausgerüstet mit seinen Malerutensilien, und in mancher Dübendorfer Wohnung hängt eines seiner Aquarelle. Seine gestaltenden Fähigkeiten stellte er aber auch in seinen verschiedenen Mundartbeiträgen für das Heimatbuch Dübendorf unter Beweis. Alle diese gern gelesenen und viel beachteten Beiträge, die von ihm mit sicherer Hand selbst illustriert worden sind, zeugen von der Gemütsiefe dieses originellen Mannes. Schon vor Monaten lag wieder ein Manuskript für das vorliegende Heimatbuch bereit. Leider wird seine Plauderei «De Zivilpresidänt vo Hermike» nun die letzte Geschichte sein, die wir von Hermann Pantli bringen können. Wir widmen sie — in Dankbarkeit — seinem Gedächtnis.

Seine Erzählungen künden aber auch von der Liebe zur engeren Heimat und zu deren Bewohnern. Aus dieser Empfindung heraus stellte er sich auch der Oeffentlichkeit zur Verfügung. Während 22 Jahren bis zu den letzten Erneuerungswahlen diente er der Gemeinde als Schulpfleger. Und während des letzten Krieges stellte er seinen Mann in der Luftschutzkompanie; mit Stolz zeigte er uns einmal sein damaliges Tagebuch.

Wer je das Vergnügen hatte, eine Stunde mit Hermann Pantli zusammensitzen und sich von ihm über die Vergangenheit berichten zu lassen, wird dieses Erlebnis nicht mehr so rasch vergessen. Schon seine Sprache: sie war farbig, urchig, sein dunkles «o» verriet unmissverständlich den Alteingesessenen. Im letzten Herbst noch «prichtete» er an der Grenzbegehung des Verkehrs- und Verschönerungsvereins über die Zeiten, als noch der Storch im grossen Ried zwischen Dübendorf und Wangen seine Jagdgründe hatte. Solche Persönlichkeiten bilden selbst einen Teil der Heimat. Tr.

Briefe an die Heimatbuchkommission

«Wie im Mundartbeitrag von Hermann Pantli im Heimatbuch 1956 zu ersehen ist, fiel im Sonderbundskrieg auch ein gewisser Kuhn aus Bisikon. Es interessiert Sie vielleicht zu wissen, dass sein Grabdenkmal auf unserem Friedhof in Illnau immer noch in Ehren gehalten wird. Die Inschrift lautet: «Hier ruht: Hs. Heinrich Kuhn, von Bisikon, geb. 25. Dez. 1814 / Gefallen im Treffen am Rothenberg 23. Nov. 1847».

O. T.

«Beim Durchblättern des Rechenschaftsberichtes des Regierungsrates für das Jahr 1956 habe ich beim Abschnitt über das Staatsarchiv gelesen, dass der Kanton Zürich vom Stadtarchiv St. Gallen ‚Ein Faszikel Papierakten mit Kirchensachen von Dübendorf von 1650—1788‘ geschenkt erhielt. Auch vom Stadtarchiv Winterthur ging eine Schenkung ein: ‚Zuschrift an Pfarrer Gessner, Dübendorf, betreffend Huldigung 1784‘. Ich nehme an, dass Sie diese Hinweise interessieren.»

s. g.

(Vielen Dank für Ihre Mitteilungen. Wir haben die erwähnten Archivstücke bereits kurz durchgesehen. Bei den Kirchenakten handelt es sich hauptsächlich um Berichte des sogenannten Ehegerichtes; sehr wertvoll ist ein Dokument mit einer Beschreibung des baulichen Zustandes des Pfarrhauses.)

E I N N A C H W O R T

Diesen Herbst hat die Philosophische Fakultät der Universität Tübingen Herrn *Walter Robert Corti* die Würde eines Ehrendoktors verliehen. Dazu möchten wir ihm auch an dieser Stelle herzlich gratulieren. In Dübendorf, wo sein Vater Direktor der Chemischen Fabrik «Flora» war, hatte der Geehrte seine Jugendjahre verlebt. Heute noch bewahrt er, wie seine schon früher im Heimatbuch erschienenen feinfühlenden und gern gelesenen Artikel gezeigt haben, eine liebe Anhänglichkeit an sein Jugenddorf. Auch den tiefeschürfenden Artikel «Heimkehr ins Eigentliche» in dieser Ausgabe empfehlen wir der besonderen Aufmerksamkeit unserer Leser. Der grossen Oeffentlichkeit ist Walter Robert Corti als Initiant des Kinderdorfes in Trogen bekannt geworden. Im September 1954 veröffentlichte das «DU» die Grundgedanken über ein weiteres Werk Cortis, den Plan einer Akademie, eines Weltzentrums der übergeordneten Wahrheitsforschung. Längst schon hatte er mit dem Aufbau eines Archivs für genetische Philosophie begonnen.

•

Sicher sind alle Leser des Heimatbuches mit Freuden den prächtigen Illustrationen des erwähnten Artikels von Walter Robert Corti begegnet. Hinter den Initialen W. L. «versteckt» sich kein Geringerer als *Walter Linsenmaier*, Ebikon, der sich als Spezialist naturwissenschaftlicher Zeichnungen einen grossen Namen gemacht hat.

Einzelne seiner strengen Darstellungen in Farben oder Strich sind beispielsweise in naturwissenschaftlichen Nummern des «DU» erschienen. Auch für die bekannten Silva-Bilderreihen hat Walter Linsenmaier schon viele gelungene Zeichnungen beige-steuert.

*

Verschiedene unserer Freunde haben vielleicht über den Sinn unseres diesjährigen *Titelblattes* nachgedacht. Lesen wir, was der Graphiker schreibt: «Es ist eben nicht eine alltägliche Formulierung und deshalb erlaube ich mir noch einige Bemerkungen beizufügen. Das schwarze Untere ist ja sofort ersichtlich, es handelt sich um Holz. Darüber ist eine schematische Zeichnung einer Pflanze, die Konstruktion der Kerbel symbolisierend, und über dem Ganzen schwebt eine Art Detail eines Schmetterlings-Flügels. Ich selber bin über die Formulierung sehr glücklich und ich finde, sie ist einigermaßen lesbar und doch nicht konventionell im alten Sinne.» — Der Graphiker ist *Gottfried Honegger-Lavater*, der uns die dreifarbige Zeichnung aus Anlass seiner Uebersiedlung ins eigene Haus in Gockhausen geschenkt hat. Der Name dieses modernen, vielseitigen Graphikers ist über unsere Landesgrenzen hinaus bekannt. In einem grossen Basler Unternehmen hat Herr Honegger als anerkannter Gebrauchs-graphiker eine besondere Vertrauensstellung. Seine Gattin unterstützt ihn ebenfalls in seinem Beruf und viele Leser erinnern sich vielleicht an ihre Illustrationen in der «Jugendwoche».

G E M E I N D E B E S C H L Ü S S E , W A H L E N U N D A B S T I M M U N G E N

Vom 1. Oktober 1956 bis 30. September 1957

29. Oktober

Die *Gemeindeversammlung* fasste folgende Beschlüsse:

1. Genehmigung eines Projektes für einen Sammelkanal Birchlenstrasse—Wallisellenstrasse und Bewilligung des erforderlichen Bruttokredites von Fr. 152 000.—.
2. Genehmigung eines Projektes für Verbauungen am Dichelrütibach und Bewilligung eines Bruttokredites von Fr. 13 500.—.
3. Zustimmung zu sieben Tauschverträgen und vier Kaufverträgen betreffend Grundstücke in der Werlen. Bei der dortigen Schiessanlage bestand bisher die eigenartige Situation, dass sich der Schiessstand und der Scheibenstand wohl im Eigentum der Gemeinde befanden, aber auf den in der Schusslinie liegenden Grundstücken keinerlei Servituten lasteten. Durch die stärkere Benützung der Schiessanlage, vor allem auch durch die Truppen, wurde die Beeinträchtigung in der Bewirtschaftung immer grösser, so dass sich ein Erwerb des betroffenen Landes durch die Gemeinde aufdrängte.

Gleichzeitig konnte die der Gemeinde gehörende Fläche im Hinblick auf die notwendig werdende Erweiterung der Schiessanlage vergrössert werden. Die Grundeigentümer traten gesamthaft 35 465 Quadratmeter Land ab; 27 400 Quadratmeter wurden davon von der Gemeinde als Realersatz angeboten und 11 984 Quadratmeter mussten käuflich erworben werden.

4. Genehmigung eines Vertrages mit der Schweizerischen Eidgenossenschaft betreffend die Benützung der Schiessanlage Werlen in Dübendorf. Der Bund sicherte für den unter Ziffer 3 genannten Landerwerb einen in hundert Jahren zu amortisierenden Beitrag von Fr. 150 000.— zu, wobei die Restschuld zu einem den jeweiligen Geldmarktvhältnissen angepassten Satz verzinst wird.

5. Zustimmung zu einem Vertrag mit der Schweizerischen Eidgenossenschaft betreffend Grundstücke im Gfenn mit einer Tauschaufgabe der Gemeinde von Fr. 12 075.—.

6. Genehmigung eines Tauschvertrages mit Rudolf Dübendorfer, Magaziner, Gfenn, betreffend die sogenannte Klosterliegenschaft mit einer Tauschaufgabe der Gemeinde von Fr. 65 000.—.

7. Da die knapp 3,5 Meter breite Birchenstrasse dem gesteigerten Verkehr in diesem ebenfalls aufstrebenden Quartier nicht mehr genügt, liess der Gemeinderat ein Projekt für einen zweckmässigen Ausbau ausarbeiten; die einmütig beschlossene Ausführung wird ca. Fr. 88 000.— kosten.

8. Im Laufe des Sommers 1956 wurde das kantonale Gesetz über die Alters- und Hinterlassenen-Beihilfe abgeändert; die Versammlung stimmte verschiedenen Anpassungen der entsprechenden Gemeindeverordnung vom 7. Juni 1948 zu, wobei u. a. die freiwillige Gemeindezulage verbessert und die Berechtigungsgrenzen erhöht wurden.

9. Gutheissung der Motion Eduard Appenzeller betreffend Anschaffung von Kleinwagen für die Gemeindefrankenschwestern mit dem Zusatz, dass der für die Anschaffung eines Wagens notwendige Kredit bereits ins Budget 1957 aufzunehmen sei.

14. Januar

Die *Primarschulgemeindeversammlung* fasste folgende Beschlüsse:

1. Errichtung von zwei neuen Lehrstellen an der Elementarstufe auf Beginn des Schuljahres 1957/58 und Bewilligung eines Kredites von Fr. 18 000.— zur Beschaffung des notwendigen Schulmobiliars.

2. Genehmigung des Budgets pro 1957, das bei Fr. 64 700.— Einnahmen und Fr. 609 200.— Ausgaben mit einem um rund Fr. 70 000.— höheren Ausgabenüberschuss von Fr. 544 500.— rechnet. Die Primarschulsteuer konnte trotzdem auf 66 % belassen werden, da ein höherer einfacher Staatssteuerertrag angenommen werden konnte.

3. Zustimmung zum behördlichen Antrag auf Erstellung eines Pro-

visoriums mit zwei Unterrichtszimmern auf dem Areal der Familie Stettbacher an der Kunklerstrasse und Bewilligung des erforderlichen Kredites von Fr. 94 000.—.

4. Gewährung eines Kredites von Fr. 22 500.— für die Ausarbeitung eines neuen Projektes mit Kostenvoranschlag für ein Zentralschulhaus an der Zürichstrasse.

5. Ein Grundstück an der Feldhofstrasse, das der politischen Gemeinde gehörte, wurde als Platz für ein Quartiersschulhaus bestimmt.

6. Bewilligung eines Kredites von Fr. 9500.— für die Ausarbeitung eines Projektes mit Kostenvoranschlag für das Quartiersschulhaus an der Feldhofstrasse.

7. Genehmigung der Abrechnungen über die Erstellung eines Provisoriums an der Glat und die Renovation des alten Primarschulhauses.

Die *Sekundarschulgemeindeversammlung* fasste folgende Beschlüsse:

1. Errichtung der 10. Lehrstelle auf den Beginn des Schuljahres 1957/58.

2. Errichtung einer weiteren Lehrstelle an der Arbeitsschule.

3. Bewilligung eines Kredites von Fr. 7200.— für den Bau eines Luftschutzraumes und eines solchen von Fr. 8400.— für die Ausstattung eines Arbeitsschulzimmers.

4. Genehmigung des Voranschlages pro 1957 unter Festsetzung einer unveränderten Sekundarschulsteuer von 25 %. Der durch Steuern zu deckende Ausgabenüberschuss wurde mit Fr. 231 580.— (im Vorjahr Fr. 197 750.—) angenommen.

Anschliessend genehmigte die *Kirchgemeindeversammlung* den Voranschlag für 1957 und setzte die Kirchensteuer auf unverändert 27 % fest.

21. Januar

Die *Gemeindeversammlung* fasste im Anschluss an die Jungbürgerfeier folgende Beschlüsse:

1. Aufhebung der Liegenschaftensteuer, die 1943 als Vorbedingung für den Bezug von Finanzausgleichsbeiträgen eingeführt worden war. In den letzten Jahren fiel nun die Finanzausgleichsberechtigung aus anderen Gründen dahin und die abgeschaffte Spezialsteuer verursachte im Verhältnis zum Ertrag hohe Erhebungskosten. Andererseits wurden die Kehrrichtabfuhrgebühren erhöht.

2. Genehmigung der Voranschläge für 1957 unter Festsetzung einer politischen Gemeindesteuer von 37 % (im Vorjahr 42 %). Den gegenüber dem Vorjahr um Fr. 182 260.— höheren ordentlichen Ausgaben von Fr. 1 353 100.— stehen um Fr. 179 410.— vermehrte Einnahmen gegenüber. Die zu erwartenden Mehreinnahmen sind fast ausschliesslich auf die stark ansteigenden Handänderungs- und

Grundstückgewinnsteuern zurückzuführen, die auf Fr. 460 000.— oder rund 55 Steuerprocente geschätzt werden. Da anderseits der rege Liegenschaftenhandel der rasch wachsenden Gemeinde auch höhere Ausgaben für Kanalisation, Strassenbauten usw. bringt, wurden auf der Ausgabenseite Fr. 150 000.— für ausserordentliche Schuldentilgungen und Fr. 32 000.— als Zuweisung in den Fonds für ausserordentliche Ausgaben eingesetzt. Den erhöhten Bauausgaben der Gemeindewerke wird Rechnung getragen durch eine Halbierung des an die Gemeinde abzuliefernden Reinertrages von Fr. 41 800.—. Der durch Steuern zu deckende Ausgabenüberschuss von Fr. 305 250.— ist gegenüber dem Vorjahr praktisch unverändert. Die erwähnte Reduktion der Gemeindesteuer war möglich, weil der mutmassliche hundertprozentige Staatssteuerertrag auf Grund der Steuereingänge und der zu erwartenden Taxationserhöhungen um Fr. 105 000.— auf Fr. 825 000.— erhöht werden konnte. Die gesamte Gemeindesteuer reduzierte sich von 160 Prozent auf 155 Prozent. Vom Fr. 414 615.— betragenden Ausgabenüberschuss in der Rechnung des ausserordentlichen Verkehrs soll rund ein Viertel durch Fondsentnahmen sofort getilgt werden.

3. Bewilligung eines Bruttokredites von Fr. 153 130.— für die Erweiterung der Hochspannungsanlagen der Gemeindewerke Dübendorf (Verlegung einer Hochspannungskabelleitung von der Transformatorstation Gockhausen nach dem Geeren; Verlegung einer Hochspannungskabelleitung von der Messstation Ost durch die Grundstrasse zur neuen Transformatorstation im Grund; Not-einspeisung Transformatorstation Stiegenhof; Transformatorstation im Grund).

4. Genehmigung eines neuen Projektes für die Erstellung eines Trottoirs an der Usterstrasse und Bewilligung des auf die Gemeinde entfallenden Bruttokostenbetrages von Fr. 145 217.—. Der Gemeinderat wurde ferner ermächtigt, die zu Lasten des Staates entfallenden Kosten für den Ausbau der Fahrbahn im Betrage von ca. Fr. 78 000.— zu bevorschussen.

5. Durch teilweise Erheblicherklärung einer Motion Borner wurde der Gemeinderat eingeladen, im Laufe des Jahres 1957 ein Projekt für den Ausbau der Föhrlibuckstrasse vorzulegen.

6. Zustimmung zum Antrag der Gesundheitsbehörde betreffend Abänderung der Verordnung über die Beitragsleistung der Gemeinde an die Kosten der Geburtshilfe (Erhöhung der Berechtigungsgrenze um einen Zuschlag von Fr. 500.— für jedes bereits vorhandene Kind; doppelter Beitrag bei Zwillingsgeburten).

7. Bewilligung eines Kredites von Fr. 136 000.— für den Umbau des Hauses Schulhausstrasse 8 (Liegenschaft Spichtig) zu einem

weiteren Verwaltungsgebäude, das insbesondere dem Steueramt und der Gemeindekasse dienen wird.

8. Genehmigung folgender Bauabrechnungen: Stettbachstrasse; Kanalisation Claridenstrasse; Kanalisation Tobelhofstrasse; Ausbau der Kunklerstrasse.

9. Bewilligung eines Kredites von Fr. 20 000.— für die Aufnahme von fünf weiteren ungarischen Familien.

23. Februar

Der Gemeinderat wählte Herrn Fritz Bachmann, Stäfa, zum Substituten des Gemeinderatsschreibers.

18. März

Die ausserordentliche Versammlung der *Primarschulgemeinde* fasste folgende Beschlüsse:

1. Gewährung eines Kredites von Fr. 73 186.— zum Erwerb von 31,82 Aren Wiesen an der Feldhofstrasse; das Grundstück wurde im Jahre 1955 von der politischen Gemeinde als Landreserve für die Primarschule erworben.

2. Genehmigung des Kaufvertrages von Herrn Ernst Stettbacher, alte Gfennstrasse 79, Dübendorf, betreffend Ankauf von 17,65 Aren Wiesen an der Feldhofstrasse zum Preise von Fr. 40 595.—

3. Bewilligung eines Kredites von Fr. 75 000.— für die Fassadenrenovation, die Umgestaltung und Vergrösserung der Vorhalle und der Abortanlage sowie die Instandstellung und Verbesserung der Turnanlage des Schulhauses Gfenn.

4. Wahl von Fräulein A. M. Locher, von Bern, Verweserin in Neuthal, Bäretswil, als Lehrerin der Primarschule Dübendorf.

7. April

In der *Gemeindeabstimmung* wurde die Vorlage der *Primarschulpflege* über den Bau eines neuen Quartiersschulhauses an der Feldhofstrasse mit 880 Ja gegen 127 Nein gutgeheissen und der erforderliche Kredit von Fr. 510 500.— bewilligt. Herr Fritz Haldimann, Elektrotechniker, Dübendorf, wurde mit 696 Stimmen als Nachfolger des zurückgetretenen Herrn R. Staub zum *Mitglied der Sekundarschulpflege* Dübendorf gewählt.

23. Juni

In der *Gemeindeabstimmung* wurde mit 1501 Ja gegen 319 Nein ein Kredit von Fr. 670 000.— für den Bau der Hauptsammelkanäle A und B, Teilstück Kläranlage bis EMPA-Areal, bewilligt. Diese Baustapen bildet die Grundlage für die spätere Fortführung der weiteren Kanalisationsarbeiten im Zusammenhang mit dem Bau der zentralen Kläranlage.

24. Juni

Die Versammlungen der *Primarschulgemeinde*, der *Sekundarschulgemeinde* und der *Kirchgemeinde* genehmigten die Guts- und Fondsrechnungen pro 1956. Bei der Primarschule wurde der grösste Teil des Fr. 76 259.— ausmachenden Bruttoeinnahmenüberschusses zur Verminderung des Ausgabenüberschusses in der Rechnung des ausserordentlichen Verkehrs (Schulpavillon Glatt) herangezogen.

Bei der Sekundarschule ergab sich dank der um rund Fr. 34 000.— höheren ordentlichen Einnahmen ein Bruttoeinnahmenüberschuss von Fr. 8000.—, wobei in der ordentlichen Rechnung bereits ein Beitrag von Fr. 7 662.88 an den Ausgabenüberschuss des ausserordentlichen Verkehrs verbucht worden war. Der Ausgabenüberschuss der ausserordentlichen Rechnung stellte sich auf Fr. 75 000.— (Teilkosten Anbau Sekundarschulhaus).

Alle drei Versammlungen beschlossen eine Revision der Besoldungsreglemente; die gesteigerte Arbeitsbelastung der Behördemitglieder und der Angestellten und die Geldentwertung legten eine allgemeine Verbesserung der Ansätze nahe.

Die *Sekundarschulgemeinde* genehmigte ferner drei Bauabrechnungen: Erweiterungsbau am Ostrakt (Fr. 205 773.15); Erstellung eines Luftschutzkellers; Ausstattung eines Nähschulzimmers. Für die Einrichtung der Oelfeuerung im Westtrakt des Sekundarschulhauses bewilligten die Stimmberechtigten einen Kredit von Fr. 20 000.—.

1. Juli

Die Versammlung der *politischen Gemeinde* fasste folgende Beschlüsse:

1. Abnahme der Gemeinderechnungen für das Jahr 1956. Von den Fr. 2 069 491.— Einnahmen im ordentlichen Verkehr, was gegenüber dem Vorjahr eine Erhöhung um Fr. 350 220.— bedeutet, entfielen nicht weniger als Fr. 1 005 275.— oder knapp die Hälfte auf die Grundsteuern. Die ordentlichen Steuereinnahmen betragen Fr. 426 118.— oder Fr. 47 696.— weniger als im Vorjahr; der Rückgang ist allein durch die Senkung des Gemeindesteueransatzes von 51 % auf 42 % zu erklären. Die ordentlichen Ausgaben stiegen gegenüber dem Jahre 1955 um Fr. 75 958.— auf Fr. 1 651 336.—. Darin ist ein um Fr. 65 000.— grösserer Betrag für ordentliche und ausserordentliche Schuldentilgungen von Fr. 185 000.— enthalten; anderseits stellt sich der Beitrag des ordentlichen Verkehrs zur vollständigen Deckung des Ausgabenüberschusses in der Rechnung des ausserordentlichen Verkehrs diesmal auf Fr. 353 132.— (im Vorjahr Fr. 424 511.—). Der Fr. 418 154.89 betragende Einnahmenüberschuss wurde wie folgt verwendet: Zuweisung in den Bürger- und Altersheimfonds Fr. 100 000.—, Zuweisung in den Kulturfonds Fr. 5000.—, Zuweisung in den Baufonds Fr. 122 654.89, Ueberweisung an die Primarschulgemeinde für Schulhausbaufonds Fr. 100 000.—, Amortisation der Restschuld des Schwimmbades Fr. 90 500.—. Die zu tilgende Schuld konnte von Fr. 645 000.— auf Fr. 460 000.— gesenkt werden, was nicht einmal mehr 60 % des einfachen Staatssteuerertrages entspricht. Demgegenüber können mehr als doppelt so hohe Fondsbestände ausgewiesen werden.

2. Genehmigung eines Vertrages mit der Schweizerischen Unfallversicherungsanstalt in Luzern über die Aufnahme eines zu $3\frac{3}{4}\%$ verzinslichen Darlehens von Fr. 500 000.— auf fünf Jahre fest.
3. Formelle Zustimmung zur Abtretung des seinerzeit für die Primarschule gekauften 32 Aren messenden Grundstückes im Sonnenbergquartier für die Erstellung eines Quartiersschulhauses (Verkaufspreis Fr. 73 186.—).
4. Genehmigung eines Projektes für die Verlängerung der Kanalisation in der Feldhofstrasse (Kredit Fr. 19 000.—) im Zusammenhang mit dem Bau des neuen Quartiersschulhauses.
5. Bewilligung eines Bruttokredites von Fr. 91 000.— für die Verstärkung der Gasleitung in der Wallisellenstrasse und die Neuerrstellung der Gasleitung von der Glatzbrücke bei der Memphis bis zur EMPA.
6. Zustimmung zu einem Kreditbegehren von Fr. 65 000.— für die Erstellung einer Hochspannungskabelleitung von der Trafostation im Grund bis zur Kantine der EMPA.
7. Genehmigung eines Kredites von Fr. 33 500.— für die Anschaffung eines Buchungsautomaten «Remington» für unsere Gutsverwaltung.
8. Genehmigung der Neuregelung der Entschädigungs-, Anstellungs- und Besoldungsverhältnisse. Die neue Besoldungsverordnung enthält vor allem auch eine Anpassung der Behördenentschädigung an die durch das Anwachsen der Gemeinde gesteigerten Anforderungen. Beim Personal sind die bisherigen acht Klassen auf zwölf erhöht worden. Die neuen Besoldungsansätze sind weitgehend denjenigen der kantonalen Verordnung angepasst.
9. Bewilligung eines Kredites von Fr. 17 500.— für den Ausbau des östlichen Teiles der Neuhausstrasse.
10. Genehmigung der Bauabrechnung über den Ausbau der Sonnenbergstrasse.
11. Genehmigung eines Kaufvertrages mit Herrn Walter Reuteler, Gockhausen, über den Ankauf einer Scheune und ca. 35 Aren Gebäudegrundfläche in Gockhausen. Das Land kann später eventuell für ein Quartiersschulhaus verwendet werden. Tr.

B E M E R K E N S W E R T E R E R E I G N I S S E

Vom Oktober 1956 bis September 1957

- 6.—14. Oktober Der Handwerker- und Gewerbeverein veranstaltete im Primarschulhaus eine Gewerbeschau, die einen schönen Besuchererfolg zu verzeichnen hatte. Während der Ausstellung fanden auch einige Sonderveranstaltungen statt.
21. Oktober Die vom Verkehrs- und Verschönerungsverein am Chilibisonntag veranstaltete 4. Grenzbegehung führte vom Gfenn dem Flugplatz entlang zum Chriesbach. Mit Interesse vernahm man von W. Gossweiler sachkundige Erläuterungen über die im Bau befindliche Erweiterung der Pumpanlage Stiegenhof, und alt Schulpfleger Hermann Pantli erzählte mit einer gewissen Wehmut von den Zeiten, da im grossen Ried, wo jetzt Düsenjäger auf langen Betonpisten starten, Familie Storch spazierte.
- 25.—29. Oktober Eine besondere Aktion «Gesundes Volk» bezweckte, die Bevölkerung auf die Aktualität der Alkoholfrage zu lenken.
10. November Konzert des Musikvereins «Harmonie» zu Ehren des zurückgetretenen Musikdirektors Moritz Meyer, Winterthur. Gemeinderat E. Ott sprach im Namen der ganzen Gemeinde, als er dem scheidenden Dirigenten für seine unermüdlchen Bemühungen um die Steigerung des Könnens unseres Musikkorps den besten Dank aussprach. In seiner trefflich formulierten Dankadresse ernannte der Vereinspräsident, Dr. E. Bienz, den Direktor zum Ehrendirigenten.
- November Die Frauenvereine, der Samariterverein und die Pfarrämter beider Konfessionen führten eine Sammlung von Geld- und Naturalgaben durch zur Ausrüstung der zahlreichen in die Gemeinde gekommenen mittellosen ungarischen Flüchtlinge. Der Gemeinderat bestellte eine besondere Kommission zur Betreuung der Ungarn.
21. November Auf Einladung des Gemeinderates und sämtlicher politischer Parteien referierte Prof. Dr. Hermann Gessner über das Thema «Atombombe und Zivilschutz».
- Februar bis April Der Unteroffiziersverein Dübendorf führte — unter dem Eindruck der Ereignisse in Ungarn — einen Kurs für Ausbildung in der Panzernahabwehr durch.
10. Februar Organisiert vom Mandolinen-Orchester Dübendorf hielt der schweizerische Dachverband in Dübendorf seine Delegiertenversammlung ab, die mit einem Treffen verschiedener Mandolinen-Orchester verbunden war.
- März Der VVD stellte in den Schaufenstern an der Bahnhofstrasse unter

- dem Motto «Alt Dübendorf» eine grössere Reihe von alten Dorf-
bildern aus. Damit wollte der Verein die Bevölkerung einladen,
sich am Ausbau der Photo-Sammlung zu beteiligen.
- März / April Der Volkshochschulkurs war dem Thema «Heilkunst, Dienst am
Menschen der Gegenwart» gewidmet.
- 6.—14. April Die «Künstlergruppe Ring» führte im Kindergartengebäude Strehlgasse eine Kunstausstellung durch. Es beteiligten sich daran der Bildhauer Simon Büsch und die Malerin Juana Faure (beide Dübendorf), der Graphiker Fritz Meier-Ruff (Zürich, früher Dübendorf) und der Maler Hans Schmid (Tann-Rüti) sowie als Gäste die Bildhauerin Charlotte Germann-Jahn und die Malerin Rita Meier-Gallmann (beide in Zürich). Die Eröffnungsfeier wurde festlich umrahmt durch Vorträge des Dübendorfer Streichquartetts von Frau Baer. Jean Morger bereicherte die Vernissage mit einem gehaltvollen Referat, dem er den Titel «Vom Kunstwerk» gab.
- 22./23. Juni Feier zum 75jährigen Bestehen des Turnvereins Dübendorf und Einweihung einer neuen Vereinsfahne. Spielwettkämpfe von Damen- und Männerriegen, Einzelwettkämpfe, Propagandaturnen der Damenriegen (siehe auch Artikel «75 Jahre Turnverein Dübendorf»).
7. Juli Der vom Eidg. Musikfest in Zürich mit Goldlorbeer heimkehrende Musikverein «Harmonie» wurde am Bahnhof festlich empfangen. Gleichzeitig kehrte der Turnverein vom 35. Zürcher Kantonal-Turnfest in Horgen, wo er erfolgreich abgeschnitten hatte, zurück.
- 12.—15. und Aus Anlass seines 75jährigen Bestehens führte der Schützenverein
19.—22. Juli Dübendorf das «4. Standschiessen Dübendorf 1957» durch. Es nahmen daran 112 Sektionen und 145 Gruppen mit gegen 3000 Schützen teil. Der Umsatz, d. h. die Summe der verkauften Marken, stellte sich auf rund Fr. 67 000.— bei einer Plansumme von Fr. 51 000.—; damit war das Dübendorfer Jubiläumsschiessen im laufenden Jahre der grösste zürcherische Schiessanlass. Insgesamt wurden in den acht Schiesstagen 83 000 Patronen verschossen.
1. August Die Bundesfeieransprache hielt Pfarrer Jean Kuhn.
18. August Am diesjährigen 24. Hans Waldmann-Schiessen, das von 120 Zwölfergruppen besucht wurde, hielt Bezirksgerichtspräsident Dr. W. Hochuli, Uster, die Ansprache an die Schützengemeinde.
22. September Der 5. Teil der vom Verkehrs- und Verschönerungsverein organisierten Grenzbegehung galt der Strecke Neugut—Stettbach. Die Teilnehmer interessierten sich besonders auch für die Besichtigung der stadtzürcherischen Jugendstätte Gfellerhof in Stettbach.
22. September Delegiertenversammlung des Zürcher Kantonalen Blaukreuzverbandes im Kirchgemeindehaus; die Predigt hielt der frühere Ortspfarrer W. Fuchs, Zürich-Altstetten.
29. September Alterstag im Kirchgemeindehaus.

D Ü B E N D O R F I N Z A H L E N

Jahr	1953	1954	1955	1956
Bevölkerung				
Lebendgeborene	150	143	159	214
Gestorbene	57	74	44	45
Geburtenüberschuss	93	69	115	169
Heiraten	52	46	66	110
Zugezogene	1 251	1 372	2 022	2 606
Weggezogene	1 096	1 290	1 257	1 716
Wanderungsgewinn	155	82	765	890
Gesamtzunahme (Geburtenüberschuss und Wanderungsgewinn)	248	151	880	1 059
Bevölkerungsbestand am Jahresende ..	7 635	7 786	8 666	9 725
Grundbesitz				
<i>Handänderungen (Freihandverkäufe, Zwangsverwertungen usw.)</i>				
Anzahl	213	214	169	167
Umsatzwert in Millionen Franken	8,36	10,90	13,16	14,70
<i>Hypothekarverkehr in Mill. Fr.</i>				
Neu errichtete Grundpfandrechte	7,79	15,39	15,22	19,60
Gelöschte Pfandrechte	3,80	4,15	3,73	11,76
Hypothekenbestand am Jahresende....	61,32	72,56	84,05	91,89
<i>Gebäudeversicherung</i>				
Anzahl versicherter Gebäude	1 781	1 818	1 984	2 017
Vorkriegsversicherungssumme in Millionen Franken	57,11	59,73	61,57	73,3
Prämien in Franken	65 002	67 542	69 779	86 924
<i>Brandschäden</i>				
Anzahl Fälle	6	6	5	9
Vergütung in Franken	30 795	6 045	9 532	9 996
<i>Betreibungen</i>				
Zahlungsbefehle, Anzahl	1 772	1 778	2 228	3 106
Hievon Steuerbetreibungen	396	265	321	381
Rechtsvorschläge, Anzahl	212	238	280	402
Pfändungen, Anzahl	625	607	770	1 130
Verwertungen, Anzahl	252	225	216	296
Eingetragene Eigentumsvorbehalte	269	286	382	505

	Jahr	1953	1954	1955	1956
Verkehr					
<i>SBB-Station</i>					
Einnahmen aus Personenverkehr	Fr.	561 724	574 355	589 484	677 491
Einnahmen aus Güterverkehr	Fr.	502 342	639 282	782 334	915 146
<i>PTT</i>					
Wertzeichenverkauf in Franken	283 256	302 716	323 683	365 226
Uneingeschriebener Briefversand					
in 1000 Stück	949	1 028	1 196	1 229
Stücksendungen (Paketpost)					
— Versand	114 061	120 993	126 663	131 596
— Empfang	98 948	105 958	112 006	121 884
Einzahlungen, Anzahl	180 254	195 311	208 256	230 304
Anzahl Telegramme (Versand)	1 853	1 949	2 128	2 391
Anzahl Telephonteilnehmer	1 215	1 337	1 444	1 637
Schulen					
<i>Primarschüler zu Beginn des Schuljahres</i>					
— Knaben	427	451	475	503
— Mädchen	446	464	481	511
Total Primarschüler	873	915	956	1 014
<i>Sekundarschüler zu Beginn des Schuljahres</i>					
— Knaben	86	91	106	113
— Mädchen	83	86	103	120
Total Sekundarschüler	169	177	209	233
Oeffentliche Dienste					
<i>Wasserversorgung</i>					
Wasserverbrauch in 1000 m ³	807 503	811 592	934 700	1 025 550
Maximale Tagesabgabe m ³	3 340	3 800	4 500	4 410
Mittlere Tagesabgabe m ³	2 210	2 220	2 560	2 800
<i>Gasversorgung</i>					
Gesamtumsatz 1000 m ³	522,8	535,6	526,0	526,4
<i>Elektrizitätswerk</i>					
Energieumsatz in Millionen kWh	8,07	9,14	10,03	11,67
Wohnungsbau					
Erteilte Baubewilligungen	61	79	31	34
Davon für Einfamilienhäuser	6	55	18	18
Baubewilligte Wohnungen	76	556	127	116
Erstellte Wohnungen	80	94	293	239

	Jahr	1953	1954	1955	1956
Gemeindefinanzen					
<i>Ordentlicher Verkehr politische Gemeinde</i>					
Wirkliche Einnahmen		1 204 669	1 269 884	1 657 012	1 986 682
Davon ordentliche Steuern		553 774	417 839	473 814	426 118
Grundsteuern		238 429	454 707	742 535	1 005 275
Wirkliche Ausgaben		843 897	832 517	927 608	1 030 395
Einnahmen-Ueberschuss		360 772	437 367	729 404	956 287
<i>Ausserordentl. Verkehr polit. Gemeinde</i>					
Einnahmen		1 461 370	401 930	695 969	395 254
Ausgaben		1 061 219	651 083	1 120 480	748 386
Ueberschuss		E 400 151	A 249 153	A 424 511	A 353 132
<i>Schuldentilgung politische Gemeinde</i>					
Insgesamt		333 000	35 000	120 000	185 000
Davon freiwillige		280 000	—	85 000	150 000
<i>Zu tilgende Schuld am Jahresende</i>					
Politische Gemeinde		800 000	765 000	645 000	460 000
Primarschule		166 200	197 600	327 523	332 320
Sekundarschule		504 000	467 500	416 000	452 000
Kirchgemeinde		688 950	677 517	602 386	559 834
<i>Fondsbestände am Jahresende</i>					
Politische Gemeinde		1 332 408	1 500 075	1 634 128	1 766 607
Primarschule		408 345	416 316	466 316	517 004
Sekundarschule		125 562	118 357	131 908	118 932
Kirchgemeinde		54 956	49 368	49 368	50 000
<i>Steuergrundlagen</i>					
Natürliche Personen					
— Einkommen in Millionen Franken ..		23,54	24,55	28,00	
— Vermögen in Millionen Franken ..		53,41	53,61	59,90	
Juristische Personen					
— Ertrag in Franken		431 600	673 000	864 800	
— Kapital in Millionen Franken		5,61	6,15	6,40	
<i>Gesamtgemeindesteueransatz in %</i>		175	170	170	160

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

<i>Heimkehr ins Eigentliche</i>	3
<i>von Walter Robert Corti, Zürich</i>	
<i>Hans Waldmann als Vogt von Dübendorf</i>	25
<i>von Ernst Pfenninger, Dübendorf</i>	
<i>Eine alte Waldmann-Scheibe</i>	28
<i>von Dr. Max Trachsler, Dübendorf</i>	
<i>Ein gefährlicher Engpass verschwindet</i>	32
<i>von Ingenieur A. Caspari, Zürich</i>	
<i>Die Brücken von Dübendorf</i>	47
<i>von Ernst Pfenninger, Dübendorf</i>	
<i>De Geerner Hanshäiri, Zivilpräsident vo Hermike</i>	69
<i>vom Hermann Pantli †, im Gfäng</i>	
<i>Die Firma Ing. W. Oertli AG</i>	80
<i>Vor 50 Jahren war im Lokalblatt zu lesen ...</i>	84
<i>Notiert im Laufe des Jahres ...</i>	88
<i>Das Kloster Gfenn bleibt erhalten</i>	89
<i>Unbekanntes Dübendorf</i>	92
<i>75 Jahre Turnverein Dübendorf</i>	94
<i>Dübendorf — die jüngste «Schweizerstadt»</i>	95
<i>Nachrufe</i>	96
<i>Sehr geehrte Herren ...</i>	99
<i>Ein Nachwort</i>	99
<i>Gemeindebeschlüsse, Wahlen und Abstimmungen</i>	100
<i>Chronik bemerkenswerter Ereignisse</i>	107
<i>Dübendorf in Zahlen</i>	109

Umschlaggestaltung: Gottfried Honegger-Lavater, Zürich

Zeichnungen und graphische Darstellungen:

Walter Linsenmaier, Ebikon: Seiten 5, 15, 21

Kantonales Tiefbauamt, Zürich: 33, 34, 35, 36, 37, 38, 43, 45

Fritz Meier-Ruff, Zürich: 62/63, 65, 81

Hermann Pantli †, Gfenn: 71, 73, 74, 76

Ernst Pfenninger, Dübendorf, 87, 93

Druck: H. Akerets Erben, Buchdruckerei am Lindenplatz, Dübendorf

Einband: A. Schoch, Buchbinderei, Dübendorf

Klischees: Gebrüder Erni & Co., Zürich

